

neue bildpost

unabhängig christlich

www.bildpost.de

Kaum im Bewusstsein

Wo Katholiken oft in der Minderheit sind: Weltmissionssonntag blickt nach Westafrika

Burkina Faso, Mali, Niger: Länder in Westafrika, die im Bewusstsein vieler Deutscher weit weg sind. Der Weltmissionssonntag ruft sie in Erinnerung. Katholiken sind dort oft nur Minderheit, haben aber beispielsweise durch den Unterhalt von Schulen große Bedeutung für die Zukunft. ▶ Seite 2/3



Foto: Böthling

Schnitzer in Not



Seit dem Mittelalter schnitzen die Einwohner von Beit Sahur bei Bethlehem Andachtsgegenstände. Durch ausbleibende Pilger raubt die Corona-Krise den Kunsthandwerkern die Lebensgrundlage. ▶ Seite 14/15

Nicht aufgeben

Weil er sich für Opfer des Regimes von Präsident Duterte einsetzte, erhielt der philippinische Bischof Antonio Ablon (Bild) Morddrohungen. Im Exil kämpft er weiter für die Menschenrechte. ▶ Seite 5



Jungbrunnen

Bis ins hohe Alter fit und gesund zu bleiben, ist der Traum vieler Menschen. Altersforscher Sven Voepel erklärt im Interview seine selbst entwickelte, einfache „Jungbrunnenformel“. ▶ Seite 25

Grüne Grenze

Die frühere innerdeutsche Grenze soll zum „Nationalen Naturmonument“ aufgewertet werden. Das „Grüne Band“ erinnere an die Überwindung der deutschen Teilung, hieß es. Zugleich handle es sich um einen Biotopverbund, der einen Querschnitt durch die bundesweite Landschaftsvielfalt darstelle.



Der Schwarzwald ist bekannt für seine typischen Bauernhäuser. Auch Sagen und Märchen wie jenes vom „kalten Herzen“ ranken sich um das Mittelgebirge, das heute eine beliebte Ferienregion darstellt. Wie dunkel und düster der Schwarzwald wirklich ist, lesen Sie auf ▶ Seite 20/21

Leserumfrage

Fast täglich

steigt derzeit bundesweit die Zahl der Neuinfektionen mit dem Coronavirus. Nur wenige Gegenden sind vom Anstieg nicht betroffen. Muss man deswegen Angst haben und sich um Angehörige und Freunde Sorgen machen – oder um sich selbst?

Was meinen Sie? Stimmen Sie im Internet ab unter www.bildpost.de oder schreiben Sie uns: Redaktion Neue Bildpost Henisiusstraße 1 86152 Augsburg E-Mail: leser@bildpost.de

ORTE, WO HOFFNUNG LEBT

Mali wartet auf Frieden

Katholiken übernehmen wichtige Funktionen bei Normalisierung des Landes

GAO – Mit schwerem Gerät und über 1000 Soldaten versucht die Bundeswehr, ihren Teil zu „Minusma“ beizutragen, der Friedenssicherungsmission der Vereinten Nationen (UN) in Mali. Doch der Norden des westafrikanischen Landes wird weiterhin von Rebellen und Terrorgruppen bedroht – und das ganze Land ist in der Krise. Frieden schaffen mit Waffen: Kann das gehen?

„Moment“, sagt der belgische Soldat und blickt vom Bildschirm auf. „Lasst uns nochmal zurückgehen, vielleicht haben wir etwas übersehen.“ Sofort bewegt sich das schwarz-weiße, etwas grobkörnige Kamerabild zurück zu der Szenerie. Der Offizier schaut noch einmal ganz genau hin: Ein Kontrollpunkt am Straßenrand, mehrere Busse stauen sich. Warum halten sie an? Jede noch so kleine Beobachtung kann zur wertvollen Information werden im mühsamen, langwierigen Kampf gegen Terror und Gewalt.

Was hier gerade stattfindet, ist die Auswertung von Luftaufnahmen über der Wüstenlandschaft von Mali. Irgendwo zwischen den Städten Gao und Gossi zieht eine unbemannte Flugdrohne vom Typ Heron ihre Bahnen, vier Kilometer über dem Boden. Selbst aus dieser Entfernung liefert sie Bilder, die live und in Echtzeit analysiert werden können. Mit über 1000 Soldaten ist



In Mali sind mehr als 1000 deutsche Soldaten stationiert. Sie werden in dem westafrikanischen Land mit Terror und Gewalt, großer Armut, 50 Grad Hitze und allgegenwärtigem Sand konfrontiert.

die Bundeswehr in Mali stationiert. Sie arbeitet im Verbund mit vielen anderen Nationen. Ihr Hauptauftrag im Rahmen des UN-Einsatzes: Informationen gewinnen und auswerten, um zum Bild der Lage beizutragen.

Den aktiven Anti-Terror-Kampf betreibt die ehemalige Kolonialmacht Frankreich mit ihrer „Operation Barkhane“. „Unsere Mission ist eine Stabilisierungsmission“, erläut-

tert Christian Wilhelm, Oberstleutnant und Mitglied im Führungsstab des deutschen Kontingents. „Wir operieren für die ortsansässige Bevölkerung und versuchen, das wiederherzustellen, was durch die Abwesenheit des malischen Staates verloren gegangen ist: ein Gefühl von Sicherheit.“

Tödlichstes Jahr

Seit genau fünf Jahren gilt der Friedensvertrag von Algier, der zumindest auf dem Papier die Kämpfe in Mali beendet hat, die 2012 in Folge des Libyen-Kriegs ausgebrochen waren (siehe Kasten). Laut „Human Rights Watch“ war 2019 das tödlichste Jahr für Zivilisten in Mali. Mehr als 450 Menschen kamen bei Überfällen und Anschlägen ums Leben.

Die „International Crisis Group“ wirft den Konfliktparteien vor, dass sie den Friedensprozess bewusst verzögern. Sie könnten nur dann von internationalen Hilfsgeldern profitieren, wenn die Krise weiter anhält. Diese ist längst nicht mehr nur auf den Norden beschränkt. Sie hat das ganze Land erfasst. Und das müsse man begreifen, wenn man eine Lösung finden wolle, sagt Jonas Dembélé.

Dembélé ist Vorsitzender der Bischofskonferenz von Mali und Bischof in der Stadt Kayes, die eigentlich weit entfernt vom umkämpften Norden liegt. Aber in Kayes zeigen sich viele Probleme überdeutlich. Die Stadt lag einmal an der Bahnstrecke von Dakar im Senegal nach Bamako, der Hauptstadt von Mali. Doch die Bahnlinie liegt seit Jahren still. Mitte der 2000er Jahre wurde ein Flughafen gebaut, damit die fast 900 Kilometer nach Bamako im Flugzeug bewältigt werden können. Der Flugbetrieb wurde längst wieder eingestellt.

Das meiste Geld der Regierung fließt in den Kampf gegen Krieg und Terror, sagt Bischof Dembélé. An allen anderen Dingen – Gesundheitswesen, Wasserversorgung, Strom – werde gespart und so eine Region wie Kayes immer weiter abgehängt. Seit dem Ende der Militärherrschaft 1991 hat es praktisch kein komplettes Schuljahr gegeben. Meist traten die Lehrer in Streik, weil sie kein Gehalt mehr bekamen. Auf dem „Weltentwicklungsindex“ nimmt Mali Platz 184 unter 189 Ländern ein.

Die Probleme sind bekannt, doch ihre Lösung ist umstritten. Eine Diskussion zeigt das. Ort ist der Kirchhof von Kayes, in dem Vertreter von

Schleppender Prozess

Die Umwälzungen des „Arabischen Frühlings“ und der Sturz des libyschen „Revolutionsführers“ Muammar al-Gaddafi 2011 lösten auch die bis heute andauernde Krise in Mali aus. Bewaffnete Tuareg-Söldner flohen aus Libyen und erklärten im April 2012 Nord-Mali zum unabhängigen Staat „Azawad“. Nur drei Monate später entrissen ihnen islamistische Gruppen die Macht.

Zwischenzeitlich schien Mali ins Reich des „Islamischen Staats“ abzugleiten. Frankreich griff daraufhin im Januar 2013 ein. Das Friedensabkommen von Algier (2015) sollte eine Aussöhnung zwischen der Zentralregierung

in Bamako und den Parteien des Nordens ermöglichen. Auf dieser Basis steht auch das Mandat der deutschen Bundeswehr als Teil des UN-Einsatzes „Minusma“. Doch die Umsetzung läuft schleppend, und die Dschihadisten haben sich ohnehin nie am Friedensprozess beteiligt.

So vergeht kaum ein Tag ohne Terroranschlag. Die kleine katholische Kirche leistet wichtige Beiträge zur Verständigung. „Lasst uns Baumeister des Friedens sein“ lautet das Jahresmotto der Diözese Kayes mit Bischof Jonas Dembélé an der Spitze. Ein Video zum Thema gibt es im Missio-YouTube-Kanal sowie auf www.missio.com.

Missionssonntag

PASSAU/MÜNCHEN – Papst Pius IX. rief 1926 erstmals den Weltmissionssonntag aus, der heute mit 100 teilnehmenden Ländern die größte Solidaritätsaktion der Katholiken auf dem Erdball darstellt. In Deutschland, wo die Missionswerke München und Aachen tätig sind, widmet sich die Kollekte 2020 der Not in Westafrika, besonders in Burkina Faso, Mali und Niger. Auch wenn die sonst aus den Beispielländern anreisenden Gäste wegen der Corona-Pandemie zu meist nicht kommen konnten: Am Sonntag, 25. Oktober, beschließt der Passauer Bischof Stefan Oster bei einem Pontifikalamt um 9.30 Uhr im Passauer Dom den Weltmissionsmonat. In allen katholischen Sonntagsgottesdiensten wird für Missio gesammelt. Ab 11.15 Uhr ist im Haus St. Valentin in Passau ein Festakt mit Manfred Weber, dem Fraktionsvorsitzenden der Europäischen Volkspartei im EU-Parlament. Weitere Informationen und ein Live-Stream zu Gottesdienst und Vortrag unter www.missio.com. *red*

Christen und Muslimen zusammenkommen. Das Land ist überwiegend muslimisch, Christen sind in der Minderheit. Nach wenigen Minuten kommt die Sprache auf die Krise. Schnell ist man sich einig: Die Religionen sind nicht die Ursache, auch wenn es gerne so dargestellt werde. „Es sind Kriminelle, die uns gegeneinander ausspielen wollen“, sagt ein Vertreter der größten Mo-

scheegemeinde der Stadt. Dann steht ein Repräsentant der Katholiken auf und fragt: „Woher kommen denn die Waffen? Es ist doch der Westen, der sie uns verkauft!“

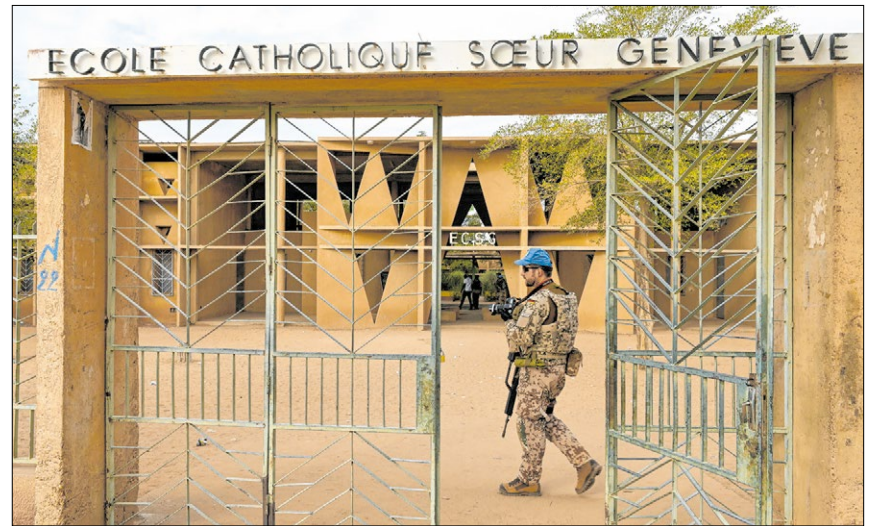
Gerade unter den jungen Bewohnern wachse die Ungeduld, bestätigt Bischof Dembélé. Warum, fragen sie sich, schaffen es die Europäer mit all ihren militärischen Gerätschaften nicht, die feindlichen Gruppen zu besiegen? Geht es doch um andere Dinge? Um strategischen Einfluss im Sahel, um die neu entdeckten Goldfelder in Nord-Mali, um die Abwehr von Migranteng?

Im Camp Castor haben die Soldaten mit ihrer hochtechnisierten Ausrüstung gegen die Hitze mit bis zu 50 Grad und den Wüstensand zu kämpfen, der in alle Fahrzeuge und Maschinen dringt. Die beteiligten Nationen arbeiten zusammen: Rumänische Piloten fliegen Rettungseinsätze per Helikopter, die Drohnen kommen aus Israel, Belgien und Deutschland werten die Luftbilder aus.

Zelte statt Häuser

In die nahe Stadt Gao am Niger-Fluss kommt man nur mit gepanzerten Fahrzeugen und bewaffnet. Die Stadt wirkt gespenstisch, ist aber nicht ausgestorben: geschlossene Ladenzeilen, verlassene Häuser, davor campieren die Menschen in Nomadenzelten. Und es gibt Orte, an denen die Hoffnung auf Frieden lebt. „Kommen Sie herein“, sagt David Douyon, einer von zwei Leitern der katholischen Schule, die in den 1950er Jahren vom Orden der „Weißen Väter“ gegründet wurde.

Der Unterricht hat wieder begonnen, nachdem die Schule in Kriegzeiten 2012/13 von Dschihadisten



▲ Die katholische Schule in Gao setzt einen Akzent der Hoffnung. Auf militärischen Schutz kann auch sie nicht verzichten. *Fotos: Jörg Böhling*

besetzt worden war. Sie benutzten das Gelände quasi als Kaserne für ihre Kämpfer. „Sie haben viel zerstört“, sagt Schulleiter Douyon. Während er spricht, probt eine Gruppe von Schülerinnen gerade einen Tanz für eine bevorstehende Schulaufführung.

Nicht weit von der Schule liegt die katholische Pfarrkirche von Gao. Der sandfarbene Bau im Sahel-Stil wurde vor kurzem renoviert, nachdem die Kirche bei einem Angriff beschädigt worden war. Eine kleine katholische Gemeinde hält das Glaubensleben aufrecht. Über ihre örtliche Caritas-Struktur betreibt die Kirche in Gao auch ein Haus für junge Migranten, die auf ihrem Weg durch die Wüste in Mali gestrandet sind. Besuchen lässt sich die Einrichtung nicht – die Sicherheitslage erlaubt es nicht.

Wie real ist die Gefahr? In der sogenannten „Abendlage“ kommen die führenden Offiziere von „Camp

Castor“ zusammen und tauschen Informationen aus. Es vergeht kein Tag in Mali, an dem nicht an irgend-einem Ort des Landes ein Angriff, ein Überfall oder eine Explosion geschieht. „Der Weg zum Frieden ist ein sehr langer“, sagt Oberstleutnant Wilhelm. Im Frühjahr 2020 wurde der deutsche Militäreinsatz ohne all-zu breite öffentliche Diskussion verlängert. Zwei deutsche Todesopfer waren bisher zu beklagen.

Kirchenleute wie Bischof Dembélé stehen bereit, wenn es um Vermittlung und Versöhnung geht. „Der Staat wendet sich oft an die Religionsgemeinschaften. Ob Christen oder Muslime – religiöse Führungspersonen werden gehört und haben guten Kontakt zur Bevölkerung“, sagt der Bischof. Man könne nicht alles nur in die Hände Gottes legen. „Wir müssen uns selber engagieren, damit sich die Menschen aus ihrer Misere befreien können.“

Christian Selbherr



▲ Imame und Priester diskutieren über die Lage der Nation (links). Zu festlichen Anlässen hüllen sich die Bürgermeister (rechts) in orientalische Gewänder.

Kurz und wichtig



Vom Papst berufen

Papst Franziskus hat den Leiter des Max-Planck-Instituts für extraterrestrische Physik, Reinhard Genzel (Foto: *imago images/Upi Photo*), zum Mitglied der Päpstlichen Akademie der Wissenschaften ernannt. Das teilte der Vatikan wenige Tage nach der Zuerkennung des Physik-Nobelpreises an den deutschen Wissenschaftler mit. Der Astrophysiker ist für seine Forschung über Schwarze Löcher und die Entwicklung von Galaxien bekannt. Der Papst unterstreicht mit der Berufung von international renommierten Forschern an die Akademie die Vereinbarkeit von christlichem Glauben und Naturwissenschaften.

Kirchenverkäufe

Auf die Katholiken im finanziell angeschlagenen Erzbistum Hamburg kommen weitere Sparmaßnahmen zu. Ein internes Papier empfiehlt, den Gebäudebestand der Diözese bis zum Jahr 2040 um bis zu 38 Prozent zu reduzieren. Die Planungen sollen im nächsten Jahr beginnen. Das Papier wurde von einer Arbeitsgruppe verfasst und den Kirchengemeinden zur Beratung vorgelegt, bestätigte Bistumssprecher Manfred Nielsen. Diese hätten nun die Möglichkeit, sich zu den Plänen zurückzumelden.

Ostkirchen-Seelsorge

Die deutschen Bischöfe verstärken das Engagement zur Integration von Migranten, die katholischen Ostkirchen angehören. Dabei sollen die Geflüchteten ihre eigene Identität nicht verlieren. Anlass ist die Veröffentlichung einer Handreichung zum seelsorglichen Umgang mit Angehörigen der Ostkirchen. Das Dokument „Kirchenrechtliche Fragen in der pastoralen Praxis mit Gläubigen der katholischen Ostkirchen“ soll Mitarbeitern in der Seelsorge Orientierung verschaffen. Es ist erhältlich unter www.dbk-shop.de.

Mutter-Kind-Kuren

Die Mutter-Kind-Kliniken in Deutschland sehen sich wegen der Corona-Krise in ihrer Existenz bedroht. „Die Finanzlage zahlreicher Kliniken ist wegen der großen Umsatzeinbußen dramatisch. Der Fortbestand unseres für Mütter und Väter wichtigen Gesundheitsangebots ist in Gefahr“, sagte die Geschäftsführerin der Katholischen Arbeitsgemeinschaft für Müttergenesung (KAG), Margot Jäger. Auch die Krankenkassen lehnen eine Unterstützung für ausgefallene Kuren ab. Die KAG, Träger von bundesweit 21 Fachkliniken, fordert das Gesundheitsministerium auf, die gestoppten staatlichen Corona-Hilfen für die Kliniken wiederaufzunehmen.

UN-Auszeichnung

Das Institut für Theologische Zoologie in Münster bekommt eine Auszeichnung der Vereinten Nationen (UN). Die Ehrung der UN-Dekade Biologische Vielfalt erhält die Forschungsstätte am 5. November im Sonderwettbewerb „Soziale Natur – Natur für alle“. Die interreligiös und interdisziplinär arbeitende Einrichtung versteht sich laut der UN-Dekade als Bildungsprojekt für eine theologische und kulturelle Würdigung der Tiere als Mitgeschöpfe.

NUN ZU SIEBT

Kardinalsrat aufgestockt

Papst beruft Erzbischof von Kinshasa in Beratungsgremium

ROM (KNA) – Papst Franziskus hat den Kardinalsrat, der ihn bei der Kurienreform berät, personell wieder etwas aufgestockt. Er berief den Erzbischof von Kinshasa, Kardinal Fridolin Ambongo Besungu (60), in das zuletzt aus sechs Personen bestehende Gremium.

Gleichzeitig bestätigte der Papst die bisherigen Kardinalsmitglieder Reinhard Marx (67), Óscar Rodríguez Maradiaga (77), Staatssekretär Pietro Parolin (65), Sean Patrick O'Malley (76), Oswald Gracias (75) und Giuseppe Bertello (78) als Leiter des Governatorats der Vatikanstadt.

Kardinal Besungu ist als Vertreter Afrikas Nachfolger des im Oktober 2018 zurückgetretenen Kardinals Laurent Monsengwo Pasinya (81). Für den australischen Kardinal George Pell (79) gibt es bisher keinen Nachfolger. Maradiaga bleibt Koordinator des Gremiums.

Becciu-Nachfolger

Den bisherigen Sekretär, Bischof Marcello Semeraro (72), ernannte der Papst zum neuen Leiter der Heiligsprechungskongregation. Damit wird dieser Nachfolger des am 24. September entlassenen Kardinals Giovanni Angelo Becciu (72). Neuer Sekretär des Kardinalsrats ist der bisherige beigeordnete Sekretär Bischof Marco Mellino (54).



▲ Neu im Kardinalsrat: Erzbischof Fridolin Ambongo Besungu. Foto: KNA

Der Kardinalsrat hatte zuletzt am Dienstag voriger Woche per Videokonferenz beraten. Das letzte physische Treffen fand im Februar im Vatikan statt. Bei der jüngsten Beratung ging es um die Reform der Kirchenleitung. Dabei legte der Rat dem Papst eine überarbeitete Fassung für eine neue Kurienordnung vor. Der Text soll jetzt in den zuständigen Behörden gegengelesen werden. In den Sommermonaten hatten die Mitglieder des Gremiums auch einzeln per Internet und Telefon miteinander beraten.

„Schwarze Pädagogik“

NRW will Schicksale von Verschickungskindern aufklären

DÜSSELDORF (KNA) – Der nordrhein-westfälische Landtag will sich dafür einsetzen, Schicksale von sogenannten Verschickungskindern aufzuklären und Betroffenen Hilfe zukommen zu lassen.

Ein entsprechender Antrag der SPD-Fraktion wurde einstimmig zur Weiterberatung an den Familien- sowie den Gesundheitsausschuss überwiesen. Dabei geht es um Jungen und Mädchen, die in den 1950ern bis in die 1990er Jahre in Kinderkureinrichtungen Prügel, Essenszwang, Redeverbote, Misshandlungen und Medikamentenmissbrauch erlebten.

Gesundheitsminister Karl-Josef Laumann (CDU) erklärte, die Landesregierung unterstütze das Anliegen. In seinem Haus sei dazu eine Ar-

beitsgruppe eingesetzt worden. Das Ausmaß der Geschehnisse lasse sich bislang nur erahnen; die Aufklärung stehe noch am Anfang. Daher müsse der Bund unter Einbeziehung der Betroffenen eine Studie in Auftrag geben. Es sei davon auszugehen, dass damalige staatliche und gesellschaftliche Institutionen versagten.

Mehr als zehn Millionen

Der SPD-Familienexperte Dennis Maelzer sagte, mehr als zehn Millionen Kinder seien bundesweit „verschickt“ worden, um sich in Heimen und Anstalten zu erholen. Er und die CDU-Familienpolitikerin Charlotte Quik sprachen von einer „schwarzen Pädagogik“, die AfD-Politikerin Iris Dworeck-Danielowski von einem „Verbrechen“.

Ergebnis der Leserumfrage in Nr. 41

Krieg im Kaukasus:
Was sollte Deutschland tun?

48,6 % Das ist nicht unser Konflikt: Deutschland sollte passiv bleiben.

23,5 % Deutschland muss den christlichen Armeniern beistehen.

27,9 % Das Erdoğan-Regime muss in jedem Fall gestoppt werden!

In der Heimat droht ihm der Tod

Philippinischer Bischof Antonio Ablon lebt seit einem Jahr im Hamburger Exil

Der philippinische Präsident Rodrigo Duterte führt einen erbitterten Krieg gegen politische Gegner. Auf seiner Todesliste steht offenbar auch Bischof Antonio Ablon, der den Kampf für Menschenrechte von Hamburg aus fortsetzt.

Wenn Bischof Ablon morgens aufwacht, ist er mit den Gedanken in seiner philippinischen Heimat: „Was ist wohl heute wieder Schlimmes passiert?“, fragt er sich Tag für Tag. Wegen seines Einsatzes für verschiedene Minderheiten und seiner Kritik an der philippinischen Regierung hatte der 47-jährige Geistliche Morddrohungen erhalten. Seit gut einem Jahr lebt er im Exil in der Hansestadt.

Ablon ist Bischof der Unabhängigen Philippinischen Kirche (Iglesia Filipina Independiente), einer 1902 gegründeten christlichen Gemeinschaft mit rund drei Millionen Mitgliedern, die den altkatholischen Kirchen nahesteht. Seine Diözese liegt auf der Insel Mindanao im Süden des Landes. Die Region gilt seit Langem als Unruheprovinz.

Kritiker werden ermordet

Der seit 2016 amtierende philippinische Präsident Rodrigo Duterte geht mit zunehmender Härte gegen Oppositionelle vor. Unter dem Deckmantel eines „Anti-Drogenkriegs“ lässt er nicht nur Kriminelle, sondern auch Kritiker und Menschenrechtsaktivisten verfolgen und ermorden. Der Internationale Strafgerichtshof ermittelt wegen möglicher Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

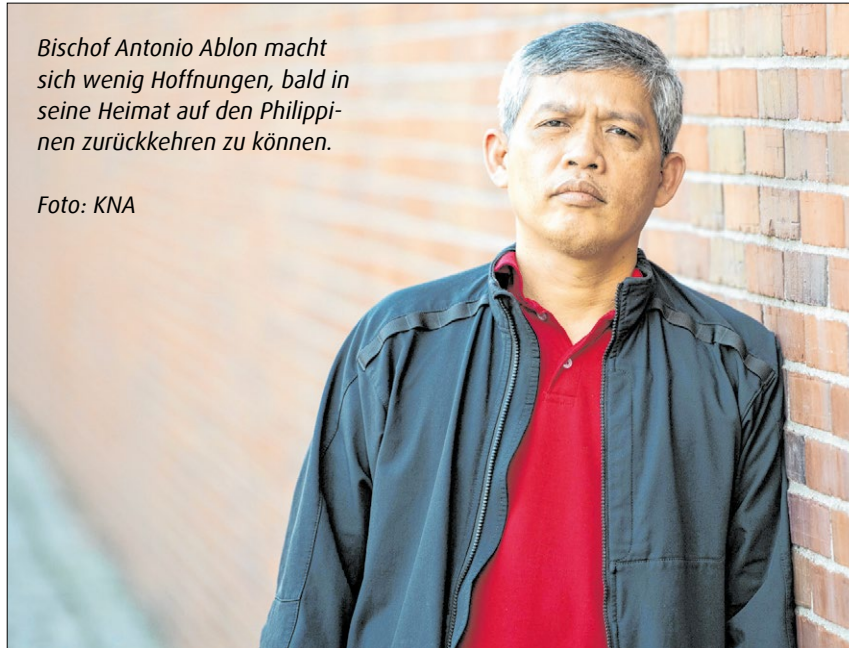
Ablon nahm schon während seiner Studienzeit an Demonstrationen teil und unterstützte Menschenrechtsorganisationen. „Ich lese das Evangelium immer im Licht der gesellschaftlichen Entwicklung und verstehe es als Aufforderung zum Handeln“, schildert er seine Motivation. Nach seiner Priesterweihe 1999 verstärkte er sein Engagement.

2006 erreichte ihn erstmals eine Morddrohung per SMS. „Ich wurde als Sprachrohr der Guerilla dargestellt. Dabei ist alles, was ich getan habe, für die Ausgegrenzten, die Armen, die Bauern, die Arbeiter, die Eingeborenen und andere Opfer des Regimes zu sprechen“, erinnert sich Ablon.

Aufgeben kam für ihn nicht infrage. Als er 2010 Bischof wurde, begann er, sich verstärkt für die

Bischof Antonio Ablon macht sich wenig Hoffnungen, bald in seine Heimat auf den Philippinen zurückkehren zu können.

Foto: KNA



Rechte der indigenen Bevölkerungsgruppe der Lumad einzusetzen, die wegen des Abbaus von Bodenschätzen immer wieder durch das Militär von ihrem Land vertrieben werden. Die Behörden forderten ihn immer nachdrücklicher auf, dieses Engagement einzustellen. Zahlreiche seiner Mitstreiter wurden ermordet.

Schließlich tauchte auch Ablons Name auf Mauern auf – in roten Lettern, um ihn als Kommunisten und Terroristen zu diffamieren. „Viele andere, die auf diese Weise gebrandmarkt wurden, wurden wenig später tot aufgefunden.“

Auch wenn er allen Grund hätte, in Tränen auszubrechen, erzählt Ablon von den Ereignissen mit überraschender Leichtigkeit. „Wir Filipinos haben die Angewohnheit, auch schwere Geschichten immer

mit einem Lächeln zu erzählen“, erklärt er.

Weil der Druck auf den Bischof immer größer wurde, lud ihn ein Freund ein, eine Zeitlang nach Hamburg zu kommen. „Ich war unheimlich dankbar, dass ich einmal durchatmen konnte“, sagt Ablon rückblickend. Und: „Eigentlich wollte ich nur drei Monate bleiben.“

Doch Mitstreiter und seine Kirche rieten ihm von einer Rückkehr in die Heimat ab. „Sie befürchteten, dass Dutertes Truppen mich schon am Flughafen erwarten und ausschalten könnten.“ Inzwischen ist Ablon Gast der Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte und darf noch mindestens bis November in Deutschland bleiben.

Bis heute plagen den Exil-Bischof Schuldgefühle, dass er die Opfer

des Duterte-Regimes im Stich lässt. Auch die Sehnsucht nach seiner Frau und seinen 19 und 22 Jahre alten Söhnen, die seiner Einschätzung nach zwar in Sicherheit sind, aber weiter auf Mindanao leben, ist groß. „Auf der anderen Seite merke ich, dass ich meinen Leuten auch aus der Ferne helfen kann.“

Ablon reist durch Deutschland und Europa, um seine Geschichte zu erzählen. Er knüpfte Kontakte zum UN-Menschenrechtsrat in Genf und ist inzwischen Koordinator eines europäischen Netzwerks für Gerechtigkeit und Frieden auf den Philippinen. Aktuell beteiligt er sich an einer Kampagne der Körber-Stiftung „Neues Leben im Exil“, die auf das Schicksal politisch Verfolgter aufmerksam macht.

„Habe immer Hoffnung“

Glaubt er noch an Veränderung auf den Philippinen? „Ich bin von der Kirche, ich habe immer Hoffnung“, sagt Ablon und lächelt immer noch. Die Menschen müssten realisieren, welche Macht sie haben, meint er: „Es ist nicht der Präsident, der die Gesellschaft verändert, sondern die Gesellschaft verändert sich selbst.“

Was seine Rückkehr auf die Philippinen angeht, macht er sich jedoch spätestens seit Inkrafttreten des Anti-Terrorismus-Gesetzes im Juli, das Präsident Duterte weitreichende Rechte im Kampf gegen Dissidenten einräumt, keine Illusionen. Zum ersten Mal im Gespräch stockt seine Stimme: „Den Tag, an dem ich wieder einen Fuß auf die Philippinen setzen werde, sehe ich im Moment nicht.“

Michael Althaus

Hintergrund

Bischöfe warnen vor neuer Tyrannei

Anlässlich des 48. Jahrestags der Verhängung des Kriegsrechts und des Beginns der Diktatur von Ferdinand Marcos haben katholische Bischöfe und Orden der Philippinen Ende September vor einer neuen Diktatur gewarnt. Ohne den zunehmend autoritärer regierenden Präsidenten Rodrigo Duterte beim Namen zu nennen, sagte der Interimsleiter der Erzdiözese Manila, Bischof Broderick Pabillo: „Wir haben unsere Lektionen nicht gelernt. Die Leute sind nicht wachsam und nicht mutig genug, sich zu äußern.“

Der pensionierte Bischof Arturo Bastes erinnerte daran, dass er als Leiter der Caritas der Diözese Surigao die „Schrecken der Diktatur“ selbst erlebt habe. Es gebe Politiker, die sich für eine Wiederholung der Gräueltaten in dunklen Zeiten der Diktatur entschieden hätten. Die katholischen Orden erklärten zum Gedenktag: „Niemals vergessen, nie wieder Diktatur und Tyrannei!“ Nach der Verhängung des Kriegsrechts 1972 bis zum Sturz Marcos 1986 durch einen von der späteren Präsidentin Cory Aquino und Kardinal Jaime Sin

angeführten Volksaufstand wurden auf den Philippinen Tausende politische Gegner eingesperrt, gefoltert, ermordet oder verschwanden spurlos. Unter Duterte haben Menschenrechtsverletzungen massiv zugenommen. Zehntausende angebliche Drogenkriminelle wurden erschossen, die politische Opposition wird unterdrückt, die Pressefreiheit stark eingeschränkt. Kirchliche und weltliche Kritiker Dutertes werden als „Kommunisten“ und „Terroristen“ diffamiert, verfolgt und oftmals ermordet.

KNA/red



Die Gebetsmeinung

... des Papstes im Monat Oktober

... dafür, dass die Laien – insbesondere Frauen – aufgrund ihrer Taufgnade größeren Anteil an kirchlicher Verantwortung bekommen.



„KNOTENLÖSERIN“

Papst an Augsburger: Betet für mich

ROM (KNA)– Papst Franziskus hat sich bei seiner Generalaudienz am Mittwoch der vorigen Woche in seinem Gruß an die deutschsprachigen Besucher eigens an eine Pilgergruppe aus dem Bistum Augsburg gewandt. Diese bat er, für ihn zur sogenannten „Maria Knotenlöserin“ zu beten. Das Bildnis der Muttergottes, das im Original in der Kirche Sankt Peter am Perlach in Augsburg hängt, beeindruckte Franziskus schon zu seiner Zeit als Erzbischof von Buenos Aires.

WIRTSCHAFTSKRISE

Papst warnt vor Bildungsgefälle

ROM (KNA)– Papst Franziskus hat vor einer weltweiten „Bildungskatastrophe“ gewarnt. Wegen der durch die Pandemie ausgelösten Wirtschaftskrise könnten „etwa zehn Millionen Kinder gezwungen sein, die Schule zu verlassen“, sagte er vorige Woche in einer Videosprache bei einem vom Vatikan organisierten Bildungsgipfel. Dies würde „ein bereits alarmierendes Bildungsgefälle“ vergrößern. Schon jetzt seien 250 Millionen Kinder im Schulalter von jeglicher Bildung ausgeschlossen.

Ein Stück Heimkehr nach Rom

Michael Max ist neuer Rektor der deutschsprachigen Pfarrei der „Anima“

ROM – Sie ist die deutschsprachige Pfarrei in Rom: Im Päpstlichen Institut „Santa Maria dell’ Anima“ werden Pilger und Besucher aus Deutschland, Österreich und der Schweiz betreut. Zudem beherbergt es ein Kolleg für Priester aus diesen Ländern. Das Institut, das wenige Schritte von der berühmten Piazza Navona entfernt liegt, hat einen neuen Rektor: Michael Max folgt in dem Amt seinem österreichischen Landsmann Franz Xaver Brandmayr nach.

Die „Anima“ ist in Rom für ihre beneidenswerte Lage zwischen Piazza Navona und Tiber bekannt. Wie die zweite deutsche Kirche, der „Campo Santo Teutonico“, dient sie sowohl als Aufnahmezentrum für Pilger als auch als Domizil einer Priestergemeinschaft. Im Gegensatz zu seinem deutschen Mitbruder im Campo Santo stammt der Rektor der „Anima“ aber meist aus Österreich: Das Recht, einen Kandidaten für die Leitung der „Anima“ vorzuschlagen, liegt bei der Österreichischen Bischofskonferenz, die allerdings die Zustimmung der Deutschen Bischofskonferenz einholen muss.

Zum 1. September berief die vatikanische Kleruskongregation den aus dem Salzkammergut stammenden 49-jährigen Priester Michael Max an die „Anima“. Sein Vorgänger Brandmayr (64) war zwölf Jahre lang Rektor der Pfarrei. „Das deutschsprachige Zentrum der Weltkirche bleibt also fest in oberösterreichischer Hand“, kommentierte die Wiener Kronenzeitung den Wechsel.

War bereits Vizerektor

Max ist seine römische Wirkungsstätte nicht unbekannt. Als Student in Rom hatte er zwischen 2003 und 2005 bereits das Amt des Vizerektors an der „Anima“ inne. Anlässlich seines Abschieds aus Salz-

burg, wo er zuletzt das Bildungszentrum St. Virgil leitete, sagte er: „Auch wenn mir der Weggang ehrlicherweise nicht leicht fällt, so ist der Ruf an die ‚Anima‘ doch auch ein Stück Heimkehr für mich. Seit 30 Jahren weiß ich mich dem Haus und den Menschen dort verbunden.“

Es habe ihm „schon immer gefallen“, wie die „Anima“ eine Verbindung zwischen Theologie und Seelsorge herstelle, so Max. Weil die Entscheidung für ihn auch „relativ früh“ gefallen sei, habe er trotz der Corona-Krise auch noch die Nachfolge seiner bisherigen Tätigkeit in Salzburg regeln können.

„Gut, dass es Rom gibt“

Für seine kommenden sechs Jahre erwarte er einiges, sagte Max gegenüber dem Nachrichtenportal „Vatican News“: „Im Herzen hätte ich den Wunsch, dass man einmal zu Hause im deutschen Sprachraum sagt: ‚Es ist doch gut, dass es Rom gibt! Es ist gut, dass es die Zentrale gibt, wo uns geholfen wird, wo die Leute Verständnis haben. Wo auch manchmal auf etwas hingewiesen wird, wo wir merken, hoppala, da müssen wir halt auch einmal etwas ändern.‘ Um in der Gemeinschaft gut miteinander auszukommen, muss manches zurechtgerückt wer-

den. Wenn wir in diesen Diskurs kommen könnten, zu sagen: ‚Gut, dass es Rom gibt!‘, dann, glaube ich, wäre viel geschehen.“

Michael Max wurde am 18. September 1970 in Gmunden in Oberösterreich geboren und 1996 zum Priester geweiht. Es folgten Jahre als Seelsorger in St. Johann in Tirol und in Salzburg-Gnigl. Nach Studien am Päpstlichen Liturgischen Institut Sant’ Anselmo in Rom und am Institut Catholique in Paris promovierte er 2006 zum Doktor der Liturgiewissenschaft. Ab 2005 leitete er die Pfarrei Neumarkt am Wallersee.

Im September 2016 löste Max Hans Walter Vavrovsky als Rektor des Salzburger Bildungshauses St. Virgil ab. In der Erzdiözese Salzburg war Max außerdem als Leiter des Liturgiereferats, als Vorsitzender der Ökumenekommission und als geistlicher Assistent der Katholischen Frauenbewegung tätig. Zudem lehrte er an der „Kirchlichen Pädagogischen Hochschule (KPH) Edith Stein“ Liturgie und Sakramententheologie. An der Philosophisch-Theologischen Hochschule Brixen übernahm er 2011 die Lehrstuhlvertretung. Er ist Mitglied der Arbeitsgemeinschaften der Priester räte in Österreich und in Europa. Letzterer steht er seit 2008 als Präsident vor.

Mario Galgano



◀ Michael Max trat zum 1. September die Nachfolge von Franz Xaver Brandmayr als Rektor des päpstlichen Instituts Santa Maria dell’ Anima in Rom an.

Foto: Sailer

DIE WELT



MASSNAHMEN IM VATIKAN

Auch der Papst trägt Mundschutz

Nach Corona-Infektionen in der Schweizergarde wächst die Sorge um Franziskus

ROM – Das Coronavirus treibt im kleinsten Staat der Welt sein Unwesen. Derzeit ist vor allem die Schweizergarde von der Pandemie betroffen. Nach den Tests, die in der vorigen Woche durchgeführt wurden, waren mindestens elf Gardisten mit dem Virus infiziert.

Die elf Männer – in der 113 Mann starken Garde ist das bereits ein Anteil von rund 10 Prozent – sind in Quarantäne und wohnen in der Kaserne isoliert. Die übrigen Gardisten müssen sowohl im Dienst als auch in ihrer Freizeit einen Mund-Nasen-Schutz tragen sowie regelmäßig die Hände waschen.

Natürlich sorgen sie weiterhin für die persönliche Sicherheit des Papstes. Der 83-jährige Heilige Vater gehört im Vatikan – im Fall einer möglichen Infektion mit dem Virus – zu den besonders gefährdeten Personen. Chirurg Fabrizio Soccorsi, der Leibarzt von Franziskus, misst diesem nicht nur regelmäßig die Körpertemperatur. Er trägt auch dafür Sorge, dass all jene gesund sind, die mit dem Papst eng zusammenarbeiten.

Das Nachrichtenportal „Vatican News“ hatte Anfang des Monats berichtet, die Gardisten seien wegen Corona zur „Vorsicht im Umgang mit dem Papst“ aufgefordert. In der Kaserne werden nun die einzelnen Zimmer – etliche Gardisten wohnen zu zweit in einer Wohngemeinschaft – strenger als bisher abgeschottet. Mund und Nase müssen auch im Freien bedeckt werden.

Einer der infizierten Soldaten soll Wachdienst vor der Wohnung von Papst Franziskus in Santa Marta absolviert haben. Diese Information wurde von Wachtmeister Urs Breitenmoser, dem Sprecher der Garde, nicht dementiert. „Wir tun weiterhin alles Mögliche, um niemanden zu gefährden. Die Ermitt-



▲ Bei der Generalaudienz am 2. September begrüßte Franziskus Teilnehmer noch aus der Nähe. Jetzt sagt er selbst, es sei „besser, Abstand zu halten“. Foto: KNA

lungen sind im Gange. Die Wachen waren an verschiedenen Orten, um ihre Aufgaben zu erfüllen. Aber ich kann keine weiteren Informationen geben. Wir halten uns an die Protokolle des Vatikans“, sagt er.

Inzwischen wurde noch ein weiterer Bürger des Vatikans positiv auf Covid-19 getestet: Der bekannte Monsignore ist nun in Quarantäne, isoliert in seiner Wohnung, leidet aber, heißt es, nicht unter größeren gesundheitlichen Komplikationen. Er habe nur mit einer lästigen Erkältung und etwas Fieber zu kämpfen.

In den vergangenen Wochen hat das vatikanische Governatorat, die Verwaltung des Kleinstaats, eine Mitteilung an alle Abteilungen verbreitet, in der dazu aufgefordert wird, beim Betreten des Territoriums stets die Maske zu tragen, soziale Distanz zu wahren, die Hände regelmäßig zu desinfizieren und die Grippeimpfung in Anspruch zu nehmen, die derzeit angeboten wird. Die Welle der Ansteckung hat sichtlich Respekt eingeflößt.

Papst Franziskus, der jene Priester kritisierte, die sich gegen den Gebrauch von Mund-Nasen-Bedeckungen sträuben, hat bereits seine eigene Gewohnheiten geändert. Er selbst trägt beim Verlassen seines Appartements im Gästehaus Santa Marta einen weißen Mundschutz. Ebenso auf dem Weg zum Apostolischen Palast und beim Eintreffen von Staatsgästen, Nuntien und Botschaftern.

Im persönlichen Gespräch und bei den Generalaudienzen sowie Mittagsgebeten verzichtet er auf eine Maske. Anders als noch im September tritt er nicht mehr an die Pilgergruppen heran, die an der Generalaudienz im Vatikan teilnehmen.

Vorige Woche äußerte der Papst bei diesem Anlass sein Bedauern über die neuen Regeln. „Es tut mir leid, dass ich nicht zu euch kommen und euch persönlich begrüßen kann. Ich würde gerne hinuntergehen und näher zu euch kommen, wie ich es normalerweise tue.“ Nun aber sei es „besser, Abstand zu hal-

ten“, sagte er. „Ich grüße auch die Kranken von hier aus. Wir halten Abstand und sind so vorsichtig wie nötig. Mit der Maske, mit Abstand, können wir alle vieles erreichen“, erklärte der Papst.

Wie es mit den Generalaudienzen weitergeht, hängt von den italienischen Behörden ab. Solange in Rom keine allgemeine Ausgangssperre gilt, sollen die Treffen mit dem Papst weiterhin stattfinden. Unsicher sind jedoch die Planungen für die Weihnachtsfeierlichkeiten im Vatikan. Da in Italien die Zahlen der Infektionen mittlerweile wieder auf dem Niveau des Frühjahrs sind, ist es kaum vorstellbar, dass große Zahlen von Pilgern und Gläubigen den Petersplatz oder den Petersdom betreten dürfen.

Kleine Diözesen leiden

Im Vatikan ist man jedoch nicht nur über die Entwicklung innerhalb der eigenen Mauern besorgt: Die wirtschaftlichen Auswirkungen der Pandemie auf die Kirche belasten vor allem die kleinen Diözesen in den Missionsländern. Pfarreien in Afrika, Asien und Lateinamerika mussten aufgrund von Schließungen oder Einschränkungen der Gottesdienste finanzielle Einbußen hinnehmen.

„Das größte Problem, mit dem sich viele Kirchen in den Missionsgebieten konfrontiert sehen, war bisher der Mangel an Feierlichkeiten und die daraus resultierende mangelnde Opfersammlung“, sagte Monsignore Giampietro Dal Toso, der Präsident der Päpstlichen Missionswerke, bei der Vorstellung der Kampagne zum Weltmissionssonntag. Deshalb wolle der Papst, dass man nicht nur auf die Corona-Probleme im Vatikan achte, sondern dass sich alle auf der Ebene der Weltkirche für die Überwindung der Krise einsetzen mögen. *Mario Galgano*

Aus meiner Sicht ...



Veit Neumann, früherer Nachrichtenredakteur unserer Zeitung, wirkt heute als Professor für Pastoraltheologie in St. Pölten.

Veit Neumann

Ein anderes Weihnachten

Ein Gottesdienstbesuch ist laut dem Chef des Robert-Koch-Instituts, Lothar Wieler, „relativ sorglos“ möglich, wenn die Hygienekonzepte eingehalten werden. „Es gibt mittlerweile sehr gute Gottesdienstkonzepte“, sagte Wieler weiter. Dagegen seien Gedränge und Gesang oder Blasinstrumente ein „optimaler“ Verbreitungsweg für das Virus. Aber in den vergangenen Monaten habe es nur wenige Ausbrüche in Kirchen gegeben.

In diesen Wochen wird überlegt, wie man in der Pandemie-Zeit Weihnachten in der Kirche feiern kann. Da kommt das Lob für die Gottesdienst-Regelungen, die wir in den vergangenen Monaten erdulden und ertragen mussten, zur rechten Zeit. Stellt sich im Volk

Gottes in den Kirchenbänken ohnehin nicht gerade häufig ein Gefühl echter und großer Gemeinschaft ein, so wirkte und wirkt die buchstäbliche „Zerstreuung“ in den Kirchenschiffen weiter abträglich.

Doch laut Robert-Koch-Institut gibt es offenbar die berechtigte Hoffnung, dass wir im Corona-Jahr 2020 ein zwar ungewöhnliches, aber doch immerhin ein Weihnachten in der Kirche und nicht hauptsächlich im Wohnzimmer vor dem Fernseher erleben – und vor allem: feiern – dürfen.

Dennoch wird vieles in diesem Jahr anders sein: Wir werden in der Kirche vor allem auf das eigene Singen von Weihnachtsliedern weitgehend verzichten müssen. Welche kon-

kreten Lösungen es für eine dennoch einigermaßen feierliche Gestaltung der Gottesdienste geben wird, bleibt abzuwarten. In diesem Zusammenhang ist auch daran zu erinnern, dass es schon viele Feste der Weihnacht, der Geburt Christi in der Geschichte gegeben hat, in denen die Hoffnung auf „bessere Zeiten“ sehr greifbar war.

Das ist es, was uns trägt: So schön Bläsermusik und Weihnachtsmärkte bei Glühwein und Punsch auch sein mögen, so sollte gerade das Feiern mit Einschränkungen auf den tieferen Sinn des Weihnachtsfestes verweisen: dass der Heiland in eine Welt voller Beschwernis gekommen ist, um sie besser zu machen.



Fürstin Gloria führt das Haus Thurn und Taxis in Regensburg. Sie bekennt sich zum christlichen Glauben und zur katholischen Lehre.

Fürstin Gloria von Thurn und Taxis

Kontakt mit dem Himmel

Meine erstgeborene Tochter Theresia feiert am Tag der heiligen Teresa von Ávila am 15. Oktober ihren Namenstag. Meine zweite Tochter begeht ihren am 19. November, am Tag der heiligen Elisabeth, und mein Sohn am 15. November, dem Tag des heiligen Albert.

Namenstage sind deshalb wichtig, weil der gewählte Vorname einen ganz engen Bezug zum Schutzheiligen darstellt, dem man durch die Taufe auf diesen Namen anvertraut wird. Auch wenn dies vielen gar nicht mehr so bewusst ist, hat man zusätzlich zu seinem Schutzengel, der quasi immer im Dienst ist, auch einen Schutzheiligen. Dieser ist aber nicht wie der Schutzengel immer dabei, sondern er muss „angerufen“ werden.

Dieses Anrufen ist aber sehr wirkungsvoll. Probieren Sie es einfach mal aus! Mit solchen Anrufungen kann man auch den Wiedereinstieg ins Glaubensleben schaffen. Es ist sozusagen die niedrigschwellige, einfachste Art, mit dem Himmel Kontakt aufzunehmen.

Rufen Sie Ihren Schutzengel einfach mal an und rufen Sie, wenn es dringend wird, Ihren Schutzheiligen. Diese beiden arbeiten sehr gut zusammen, Sie werden sich wundern. Diese Tests sind nicht verboten, denn der liebe Gott weiß ja, das wir schwach und ungläubig sind. Er weiß, das wir auf Zeichen angewiesen sind, um zu spüren, das wir nicht alleine durchs Leben gehen müssen. Gott weiß, dass wir ihn brauchen, aber oft zu stolz sind, ihn

um Hilfe zu bitten. Deshalb ist es manchmal einfacher, mit dem Schutzengel zu sprechen oder mit dem persönlichen Schutzheiligen.

Manche haben das Glück, mehrere Schutzheilige zu haben. Elisabeths gibt es im Heiligenkalender öfter. Warum soll also die heilige Elisabeth von Portugal oder die Tante der Gottesmutter, die Frau des Zacharias, nicht auch eingespannt werden dürfen?

Meine Schutzheilige ist übrigens die Gottesmutter höchstselbst. Das ist natürlich ganz großartig. Die Gottesmutter war und ist immer für mich da – obwohl ich sie so oft vergessen habe. Aber seit ich weiß, dass ich um ein Zeichen bitten darf und dieses auch zuverlässig kommt, vergesse ich sie nie mehr.



Wolfgang Ockenfels ist emeritierter Professor für Christliche Sozialwissenschaft an der Theologischen Fakultät in Trier.

Wolfgang Ockenfels

Dogmatische Sprachzwänge

Vor zwei Jahrzehnten konnte die Gender-Dogmatik noch nicht bis zur Duden-Reife durchschlagen. Sie ist aber jetzt bis nach Berlin vorgedrungen und verpflichtend geworden. Diesen merkwürdigen Sprachdiktaten kann man sich nur entziehen, wenn man es sich leisten kann und kein weisungsgebundener Landesbeamter ist. Aber was hat sich die Regierung, die in Deutschland oft mit „dem Staat“ und dieser mit dem Weltgeist gleichgesetzt wird, überhaupt in die Sprachkultur autoritär einzumischen?

Totalitäre Tendenzen erkennt man zunächst daran, dass man die Sprache „kreativ“ zu beherrschen versucht, statt sich von ihren logischen Regeln beherrschen zu lassen. Ma-

nipulatorische Sprachregelungen politischer Ideologien „nachhaltig“ unters Volk zu bringen, war keine Erfindung der Nationalsozialisten. Statt „Magermilch“ sollte es damals „entrahmte Frischmilch“ heißen, statt „Rückzug“ hieß es plötzlich „Frontbegradigung“.

Die demagogischen Volkserzieher kannten sehr genau die massenpsychologischen Techniken sprachlicher Manipulation. Erfolgreiche Propaganda beruhte damals (wie auch heute?) formal auf der Gleichschaltung der Medien, auf ständiger Wiederholung der Parolen und auf Informationen, die nur sehr restriktiv der erfahrbaren Realität entsprechen. Das alles hatte man schnell erkannt, als die Katastrophe bereits eingetreten war.

Wenn heute Konstruktionen von Phrasen, Stereotypen, Floskeln, Jargon, Tonfall und Parolen leichter entlarvt werden können, so verdanken wir das nicht zuletzt dem bedeutenden jüdisch-katholischen Literaten Karl Kraus, der Gesellschaftskritik durch Sprachkritik betrieb und ersetzen konnte. Er durchschaute damals die medialen politisch-ökonomischen Einflüsse, denen auch die katholische Kirche ausgesetzt war.

Seitdem die Regierung erhebliche Presse-Subventionen durch „den Staat“ erwarten lässt, werden entsprechende Zahlungen für die Druckpresse erwartet. Man kann nur hoffen, dass sich die Kirche nicht auf diesen „Deal“ einlässt.

Leserbriefe

Aufklärung für das Leben

Zu „Lila Licht gegen das Leben“ in Nr. 40:

Bayern steht wie vielleicht kaum ein anderes Land für das Motto: „Leben und Leben lassen“. Der Münchener OB hat das kürzlich noch einmal im TV bestätigt. Nun also der Plan, das Münchener Rathaus lila anzustrahlen. Lila soll für das Leben stehen. Aber es steht nicht für das ganze Leben: Das ungeborene Leben soll nicht geschützt werden! Kann das wirklich sein?

Ich vermute schon seit über 40 Jahren, dass unsere Gesellschaft sich des Nicht-leben-lassen-Wollens ungeborener Kinder überhaupt nicht bewusst ist. Man glaubt, wenn man sich liebt, ist es gut, wenn man körperlichen und sexuellen Kontakt hat. Dass das Zeugen von Leben ein ganz anderes Thema ist, was im Moment der Liebe nicht dazugehört, scheint der große Wissens- und Denkfehler zu sein.

Auch scheint die Verantwortung in der sexuellen Begegnung ausgeklammert zu werden. Wer einen anderen Menschen liebt, hat immer auch Verantwortung sowohl für den Partner als auch für das möglicherweise gezeugte neue Leben und für sich! Es bedarf nicht des großen Aufschreis – auf den wird schon lange nicht mehr gehört. Es bedarf der „Aufklärung“ und des Appells an die Verantwortung für das Leben.

Zum Beispiel würde nach meinem Empfinden die Gesellschaft auf folgende Fragen unterschiedlich antworten:

„Sind Sie dafür, dass jegliches Leben geschützt und nicht getötet werden darf?“ Vermutlich würden mehr als 90 Prozent sagen: „Natürlich muss Leben geschützt werden!“ Bei der Frage „Sind Sie für Abtreibung?“ würden aber vermutlich mehr als 50 Prozent „Ja“ sagen – dabei ist doch Abtreibung das Nichtzulassen neuen Lebens!

Pfarrer Wolfgang Zopora,
95680 Bad Alexandersbad

Victoria Fels schreibt viel über den Lebensschutz und gegen die Abtreibung, aber das eigentliche Problem scheint sie nicht erkannt zu haben. Die größte Schande besteht nämlich in der Tatsache, dass die rund 100 000 offiziell registrierten Abtreibungen pro Jahr nicht von den Abtreibern selbst bezahlt werden, sondern von den Beitragszahlern der Krankenkasse.

Es ist nicht einzusehen, warum Frauen, die ein Leben ohne Pille und ohne Abtreibung geführt haben, denjenigen Frauen, die abtreiben, diese schweren Sünden finanzieren sollen. Frauen, die abtreiben, sollten bitte ihre Sünden selber bezahlen und die anderen unbeteiligten Leute finanziell in Ruhe lassen! Erst dann, wenn die Abtreiber ihre Taten selber bezahlen müssen, wird es ein Umdenken geben – vorher nicht!

Friederike Purkl,
81669 München

Jeder ist geweiht

Zu „Beispiel für Maria 2.0“ (Leserbriefe) in Nr. 39:

Maria 2.0 – dieser Name, aus der digitalisierten Industrie abgeleitet, ist eine Vermehrung der Gottesmutter Maria. Den Mitgliedern sei das Beten oder Singen der „Lauretanischen Litanei“ empfohlen (GL 566): „Du heilige Mutter Gottes, Du Mutter der Barmherzigkeit, Du Mutter der Kirche, Du Zuflucht der Sünder, Du Königin des Rosenkranzes, bitte für uns!“ Es wäre ungeheuerlich, wenn da die Bitte stünde: „Du Maria 2.0, bitte für uns.“

Maria war eine bescheidene, demütige Gottesmutter, mit Schmerzen bedacht von der Geburt Jesu bis zu seinem Tod am Kreuz. Von ihr sollten die Mitglieder dieser Frauenbewegung lernen, gütig und voller Liebe zu den Menschen zu sein und die

eigenen Kinder und Enkelkinder im Glauben zu erziehen. Wenn sie nach höheren Weihen trachten, sei nur gesagt: Mit der Taufe ist jeder, ob Mann oder Frau, geheiligt und Gott geweiht. Dem mit seinem ganzen Leben gerecht zu werden, ist die Lebensaufgabe für alle.

Günter Übelacker,
92242 Hirschau

Frauenfeindlich?

Zu „Ständige Angriffe auf die Kirche – warum?“ (Leserbriefe) in Nr. 39:

Zu den Leserbriefen für Zölibat und gegen Frauenpriestertum nur eine Frage: Besteht in der katholischen Kirche Gynophobie?

Jakob Förg, 86199 Augsburg



Reiche Ernte in der Erzabtei

Äpfel, Birnen, Tomaten, Kürbisse, Karotten und noch viel mehr: Die Erntedankgaben in der Abteikirche der bayerischen Benediktiner-Erzabtei St. Ottilien im Bistum Augsburg können sich sehen lassen. Unser Leser, Bruder Wunibald Wörle, hat sie fotografiert und das Bild der Redaktion geschickt. „Reiche Ernte“ hat er seinen Beitrag überschrieben.

Foto: Wörle

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor.

Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.

Naturschutz daheim

Zu „Faul sein für den Naturschutz“ in Nr. 39:

Der Autorin kann man hier voll zustimmen: Nicht jeder heimische Garten muss „aufgeräumt“ sein. In einem leergemähten Garten können unsere einheimischen Vogelarten, die die Wintermonate bei uns verbringen, kaum noch Insekten finden. Allein der Bestand von Stieglitzen ist laut Naturschutzbund Nabu seit 1990 um fast die Hälfte zurückgegangen.

In meinem Vorgarten gingen in diesem Jahr wilde Sonnenblumen auf. Nach Bestäubung durch Hummeln und Bienen und Ansatz von mehreren Blütenköpfen tummelten sich dort unzählige Stieglitze – bis zu zwölf Tiere habe ich gezählt. An einem Sonntagmorgen schwirrten kürzlich sogar auf einmal an die 20 Stieglitze von der Sonnenblumen-Staude ab. Der Na-

turschutz fängt schon vor der Haustür an.

Peter Eisenmann, 68647 Biblis

So ein Unsinn

Zu „Vatikan erteilt Absage“ in Nr. 39:

Der Vatikan hat völlig Recht. Die Unterschiede sind immer noch zu groß zwischen katholischer und evangelischer Kirche: Die Protestanten kennen keine Heiligen- oder gar Marienverehrung, kein Papsttum etc. Und doch wollen verschiedene Kreise eine gemeinsame Mahlfeyer – so ein Unsinn! Die Bischöfe sollten den Mut haben, diesbezüglich ein klares Nein auszusprechen.

Helmuth Hüttl,
87439 Kempten

Frohe Botschaft

30. Sonntag im Jahreskreis

Lesejahr A

Erste Lesung

Ex 22,20–26

So spricht der Herr: Einen Fremden sollst du nicht ausnützen oder ausbeuten, denn ihr selbst seid im Land Ägypten Fremde gewesen. Ihr sollt keine Witwe oder Waise ausnützen. Wenn du sie ausnützt und sie zu mir schreit, werde ich auf ihren Klageschrei hören. Mein Zorn wird entbrennen und ich werde euch mit dem Schwert umbringen, so dass eure Frauen zu Witwen und eure Söhne zu Waisen werden.

Leihst du einem aus meinem Volk, einem Armen, der neben dir wohnt, Geld, dann sollst du dich gegen ihn nicht wie ein Gläubiger benehmen. Ihr sollt von ihm keinen Zins fordern. Nimmst du von einem Mitbürger den Mantel zum Pfand, dann sollst du ihn bis Sonnenuntergang zurückgeben; denn es ist seine einzige Decke, der Mantel, mit dem er seinen bloßen Leib bedeckt. Worin soll er sonst schlafen? Wenn er zu mir schreit, höre ich es, denn ich habe Mitleid.

Zweite Lesung

1 Thess 1,5c–10

Schwestern und Brüder! Ihr wisst, wie wir bei euch aufgetreten sind, um euch zu gewinnen. Und ihr seid unserem Beispiel gefolgt und dem des Herrn; ihr habt das Wort trotz großer Bedrängnis mit der Freude aufgenommen, die der Heilige Geist gibt. So wurdet ihr ein Vorbild für alle Glaubenden in Mazedónien und in Acháia.

Von euch aus ist das Wort des Herrn aber nicht nur nach Mazedónien und Acháia gedrungen, sondern überall ist euer Glaube an Gott bekannt geworden, so dass wir darüber nichts zu sagen brauchen.

Denn man erzählt sich überall, welche Aufnahme wir bei euch gefunden haben und wie ihr euch von den Götzen zu Gott bekehrt habt, um dem lebendigen und wahren Gott zu dienen und seinen Sohn vom Himmel her zu erwarten, Jesus, den er von den Toten auferweckt hat und der uns dem kommenden Zorn entreißt.

Evangelium

Mt 22,34–40

In jener Zeit, als die Pharisäer hörten, dass Jesus die Sadduzäer zum Schweigen gebracht hatte, kamen sie am selben Ort zusammen. Einer von ihnen, ein Gesetzeslehrer, wollte ihn versuchen und fragte ihn: Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste?

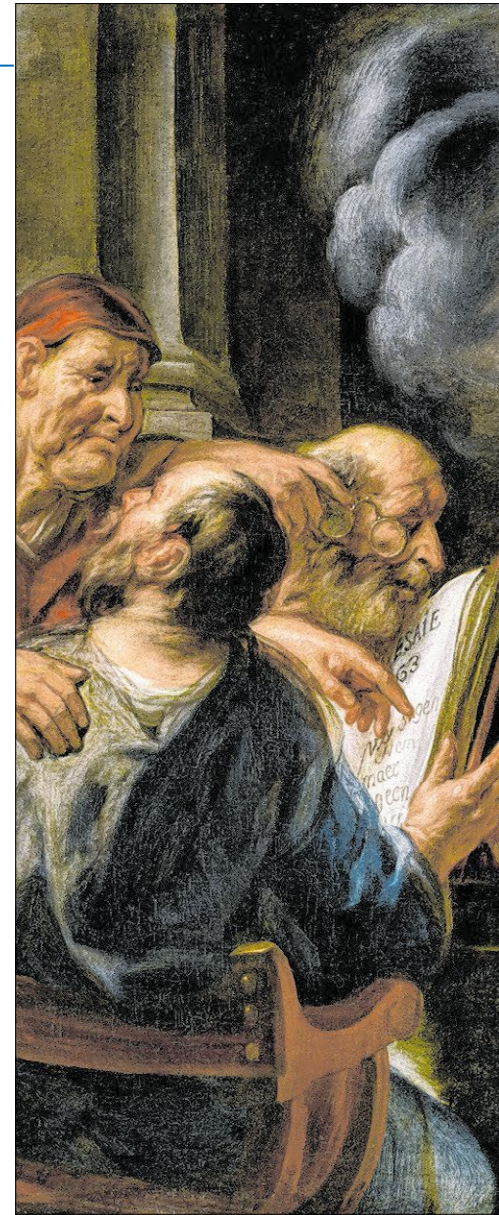
Er antwortete ihm: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit deinem ganzen Denken. Das ist das wichtigste und erste Gebot.

Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten.

►
Christus unter den Pharisäern, in Szene gesetzt von Jacob Jordaens (Ausschnitt, um 1665).

Foto: gem



Die Predigt für die Woche

Widerstand geht anders

von K. Rüdiger Durth

Seid nüchtern; seid wachsam!“, mahnt der zweite Petrusbrief (5,8f.). Die seinerzeitige Mahnung gegen Irrlehren passt gut zu unseren Tagen, in denen das Virus die Welt in Atem hält und unser



gewohntes Leben immer mehr auf den Kopf stellt. Das beschreibt der Brief auch sehr anschaulich: „Euer Widersacher, der Teufel, geht wie ein brüllender Löwe umher und sucht, wen er verschlingen kann.“ Es sind nicht wenige, wie die täglichen Infektionszahlen zeigen.

So wie der zweite Petrusbrief Gott nicht für die gefährlichen Irrlehren

seiner Zeit verantwortlich macht, so hat Gott ebensowenig das Coronavirus in unsere Welt geschickt – auch wenn das einige so sehen möchten. Denn er ist der Gott des Lebens und nicht der der Katastrophen und des Todes.

Der Verfasser des zweiten Petrusbriefs hat das richtig erkannt und fordert nicht nur die Leser seiner Zeit, sondern auch uns auf: „Leistet dem Teufel Widerstand in der Kraft des Glaubens!“ Widerstand ist also das eine. Das andere ist freilich noch wichtiger: „in der Kraft des Glaubens“.

Widerstand ist auch in unserer Zeit gefordert, in der wir noch nicht wissen, wann und welcher Impfstoff uns zur Verfügung stehen wird. Und wie muss dieser Widerstand aussehen? Anders, als viele vielleicht

denken! Zunächst einmal widersetzen wir uns dem Coronavirus mit den empfohlenen Maßnahmen: Abstand, Masken, Hygiene und Lüften. Und wir werden in diesen Dingen nicht müde. Zugleich aber muss unser Widerstand auch den Irrlehren während dieser Pandemie gelten.

Diese Irrlehren reichen von der falschen Überzeugung, dass Gott uns das Virus geschickt hat, bis hin zu der Meinung, dieser oder jener wolle sich die Menschen untertänig machen. Aber viele von uns werden hier des Widerstands müde. Zu lange schon währen Einschränkungen, Ängste und Enttäuschungen. Hat der zweite Petrusbrief hierzu auch eine Empfehlung?

Mehr als das. Der Brief empfiehlt „Widerstand in der Kraft des Glau-

bens“. Denn wer glaubt, wer seine Hoffnung auf Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, richtet, der wird das nicht gleich als Panikmacherei, Verbrechen oder Unfug verunglimpfen, was verantwortliche Wissenschaftler und Politiker mit gutem Grund empfehlen. Darüber hinaus wird er den Erkrankten helfend zur Seite stehen und Gott bitten, uns in der Pandemie beizustehen.

Wer glaubt, weiß, dass Gott ein Gott des Lebens ist. Er will nicht, dass der Teufel mit seinen falschen Ängsten und Ratschlägen Macht über uns erlangt. Leisten wir also als Glaubende, als Kirche „Widerstand in der Kraft des Glaubens“ und im Gebet, dass Gott uns in der Pandemie beisteht und hilft, sie zu überwinden.



Gebet der Woche

Gott, was willst du mir sagen?
 Du klingst mir in den Ohren wie eine Melodie
 oder das Rauschen des Meeres.
 Du bist wie ein Licht in meinem Kopf.
 Dann weiß ich, du bist da und willst mir sagen:
 „Hör auf meine Stimme, die zu dir spricht.
 Ich bin nahe.“

Gebet von Leserin Andrea Moret

Glaube im Alltag

von Schwester Britta
 Müller-Schauenburg CJ



Wir haben einen ausgesprochen lebensfrohen Glauben. Darauf hat mich indirekt ein Herbstblumenstrauß in unserem Speisesaal gebracht. Bei Tisch hatten wir alles Dringende besprochen und schenkten dann ihm unsere Aufmerksamkeit. Ein Teil der Blüten war bereits verwelkt. Bei diesen Herbstblumen ist interessant, dass die Blüten, wenn sie welk werden, intensiver farbig werden. Sie sind „herbstschön“. Ebenso wie Herbstlaub. Plötzlich fragte ich mich: Gibt es in unserem Glauben einen Platz für dies leuchtende Welken?

In der Bibel kommt das Welken nicht oft vor. Viel ist hingegen von Früchten die Rede, und etwas mehr auch vom Blühen. In der biblischen Perspektive geht es von der Blüte zur Frucht. Dass dabei etwas welkt, ist kein wichtiger Bestandteil des Bildes. Wohl ist an verschiedenen Stellen vom Verdorren die Rede, als ein Zeichen der Abwesenheit von Gottes Gnade; es weist hin auf Lebensmangel und geht einher mit Unfruchtbarkeit. Gottes Gnade kann das Verdorrte neu beleben. Aber Verdorren ist nicht dasselbe wie herbstliches Welken, das nicht auf Wassermangel beruht und der gesunden Pflanze geschieht. Das Welken findet sich in der Bibel, wo allgemein von Vergänglichkeit die Rede ist. Vergänglichkeit als solche leuchtet nicht. Im Gegenteil. Glaube ist fest mit Ewigkeit und Bleiben verbunden.

Daraus zu folgern, dass Gott nur das Bleiben, aber nicht das Welken gutheißt, scheint mir aber ein Kurzschluss zu sein und schlecht zum

Glauben zu passen. Jesus ist gestorben, damit wir leben. Als Christen unterscheiden wir zwischen dem Tod, der das Leben größer und tiefer macht, und jenem anderen Tod, der das Leben, vor allem auch das innere Leben, wirklich abschneidet (Mt 10,28). Während ich so überlege, sehe ich nachdenklich auf die Herbstblätter. In welchem Verhältnis steht der Glaube zum Welken?

Vielleicht sollten wir über das Welken mehr nachdenken und bedenken – weil wir einen lebensfrohen Glauben haben. Bei den Pflanzen ist Welken farbig und golden, würzig und eigenwillig. Es ist nicht zu verwechseln mit der Frucht, aber es gehört zur Frucht: Keine Frucht ohne Welken. Es verdient unsere Aufmerksamkeit.

Das Welken ist nämlich auch ein Indiz für Leben. Es gelingt nur, wo keine Konservierungsstoffe das fortschreitende Reifen verhindern und abschneiden. Es geschieht nur, wo Leben wirklich fruchtbar werden darf und wir keine Angst vor dem Welken haben. Wo wir vertrauen und wissen, dass auch Früchte noch nicht als solche „fertig“ sind, sondern dass sie eigentlich erst dann gut sind, wenn aus ihnen ein keimfähiger Same hervorgeht. Auch die Frucht muss noch einmal welken, damit der Same neu keimt und neues Leben entsteht. Unser Glaube gibt uns den Mut, dazu Ja zu sagen und „Herbstschönheit“ zu sehen.

Woche der Kirche

Schriftlesungen und liturgische Hinweise für die kommende Woche
 Psalterium: 2. Woche, 30. Woche im Jahreskreis

Sonntag – 25. Oktober
30. Sonntag im Jahreskreis
Weltmissionssonntag

Messe vom Sonntag, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusseggen (grün); 1. Les: Ex 22,20–26, APs: Ps 18,2–3.4 u. 47.51 u. 50, 2. Les: 1Thess 1,5c–10, Ev: Mt 22,34–40; **Messe für die Ausbreitung des Evangeliums, Gl, Cr, Prf So, feierlicher Schlusseggen** (grün); Les und Ev vom Sonntag oder aus den AuswL

Montag – 26. Oktober
Messe vom Tag (grün); Les: Eph 4,32–5,8, Ev: Lk 13,10–17

Dienstag – 27. Oktober
Messe vom Tag (grün); Les: Eph 5,21–33, Ev: Lk 13,18–21

Mittwoch – 28. Oktober
Hl. Simon und hl. Judas, Apostel

Messe vom Fest, Gl, Prf Ap, feierlicher Schlusseggen (rot); Les: Eph 2,19–22, APs: Ps 19,2–3.4–5b, Ev: Lk 6,12–19

Donnerstag – 29. Oktober
Messe vom Tag (grün); Les: Eph 6,10–20, Ev: Lk 13,31–35

Freitag – 30. Oktober
Messe vom Tag (grün); Les: Phil 1,1–11, Ev: Lk 14,1–6

Samstag – 31. Oktober
Hl. Wolfgang, Bischof von Regensburg
Marien-Samstag

Messe vom Tag (grün); Les: Phil 1,18b–26, Ev: Lk 14,1.7–11; **Messe vom hl. Wolfgang/Messe vom Marien-Sa, Prf Maria** (jeweils weiß); jeweils Les und Ev vom Tag oder aus den AuswL

WORTE DER HEILIGEN:
ANGELO VON ACRI

Neben Jesus auf dem Berg



Heiliger der Woche

Angelo von Acri

geboren: 19. Oktober 1669 in Acri (Kalabrien)
gestorben: 30. Oktober 1739 daselbst
seliggesprochen: 1825; heiliggesprochen: 2017
Gedenktag: 30. Oktober

Lucantonio Falcone scheiterte zweimal mit dem Versuch, in den Kapuzinerorden einzutreten. 1690 entschied er sich jedoch endgültig für ein Leben in diesem Orden und erhielt den Namen Angelo. Nach seiner Priesterweihe wurde er Volksprediger in Süd- und Mittelitalien. Mit seiner einfachen Sprache traf er die Herzen vieler Menschen. Von 1717 bis 1720 war er Provinzial seines Ordens. Danach setzte er sich für den Bau eines Kapuzinerklosters in seinem Heimatort Acri ein. Von ihm sind unter anderem Briefe, Predigten und die Schrift „Gesù piissimo – Heiligster Jesus“ erhalten. *red*

Eine von Angelos Predigten ist dem Evangelium von der Verklärung Christi gewidmet.

Auf der Kanzel sagte er: „Ihr törichte und verrückten Weltleute, ihr hofft, dass es genügt, Christen zu sein, um einmal die vollkommene Heimat genießen zu können; ihr lasst davon ab, gut zu handeln, und lebt wie solche Häretiker, die sich nur rühmen, Christen zu sein, und davon ablassen, gute Werke zu vollbringen, und fälschlicherweise behaupten, dass allein der Glaube genügt.“

So handelst auch du, der du nur dem Namen nach Christ bist. Und wenn du es nicht offen wagst, der Kirche den Gehorsam zu verweigern, so geschieht das nur aus Furcht, da du ihn mit deinem Tun nicht nur verweigerst, sondern ihn sogar ablehnst. So brichst du das Gesetz Gottes, das doch der Weg ist, der zur himmlischen Stadt führt, und lässt die Prinzipien der römisch-katholischen Kirche außer Acht, die doch wie eine Hecke den schönen

Weinberg des Gesetzes des Evangeliums schützen.

Hofft also nicht, dass es genügt, nur ein Christ zu sein und dabei Werke zu vollbringen, die dem, was ihr in der Taufe versprochen habt, völlig entgegengesetzt sind: ‚Eure Taten sind dem völlig entgegengesetzt, was ihr versprochen habt‘, da ihr nicht dem Beispiel Christi folgt, der, obwohl er ein gehorsamer Sohn war, die Ebene hinter sich lässt und sich auf die hohen Berge zurückzieht, um die himmlische Herrlichkeit zu genießen. Das will nichts anderes besagen, als dass es nicht genügt, bloß ein Christ zu sein, sondern dass auch die guten Werke nötig sind, die man durch die Beobachtung des Gesetzes des Evangeliums erwirbt, was durch den sehr hohen Berg versinnbildlicht wird.

Und dazu nahm er auch Petrus, Jakobus und Johannes mit sich: ‚Und er führte sie mit sich auf einen hohen Berg.‘ So bezeugten sie der Welt, dass der, der aus seiner Armut reich

werden will, notwendigerweise Mühen auf sich nehmen muss. Das heißt, der Sünder, der arm ist an Tugend, aber zur himmlischen Heimat gelangen will, muss sich von den Ebenen der Gelegenheit zum Schlechten trennen, die ihn Gott beleidigen lässt – mit so vielen Schmähungen, mit Hass, Murren und Neid, auf dass er so ein guter Christ werde. Das bedeutet die Verklärung Christi: ‚Und er wurde vor ihnen verklärt.‘ Das heißt nach dem Gesetz Gottes zu wandeln: So werden wir zu wahren Söhnen der heiligen katholischen Kirche, so erreichen wir das himmlische Jerusalem, so kommen wir in sein Haus und treten vor sein Angesicht, bekleidet mit den Werken, die wir im gegenwärtigen Leben getan haben.

Und so werden wir im Himmel ewig leuchten wie die Sonne, wenn wir neben Christus stehen: ‚Und es leuchtete sein Antlitz wie die Sonne, seine Gewänder aber wurden weiß wie Schnee.‘“

Abt em. Emmeram Kränkl; Fotos: gem, KNA

Angelo von Acri finde ich gut ...



„Mutig und kraftvoll prangerte er die erbärmlichen Zustände an, in denen die Männer und Frauen der damaligen Zeit leben mussten, gerade auch die seines eigenen Landes. Er forderte Gerechtigkeit zugunsten der armen Leute und prangerte Bankskandale, willkürliche Kürzungen der Renditen an, außerdem erhöhte Steuern für die Aufzucht von Seidenraupen, ungerechtfertigte und gewaltsame Enteignung privaten Besitzes von Seiten derer, die behaupteten, die Führer des Volkes zu sein.“

Bruder Mauro Jöhri OFM Cap, damaliger Generalminister der Kapuziner, zur Heiligsprechung von Angelo von Acri am 4. Oktober 2017

Zitat

von Angelo von Acri

Aus einem Brief an einen Mitbruder:

„Wenn Sie Ihren Geist dort beruhigen wollen,
wo die wahre Demut herrscht,
dann streben Sie ja nicht nach Ihrer eigenen Ehre,
sondern handeln Sie in allem nach den Zehn Geboten Gottes,
nach den Vorschriften unserer Mutter, der heiligen Kirche,
nach den Versprechen,
die Sie Gott mit Ihrem Gelübde gemacht haben,
nach den Räten,
die die Kirche uns nach dem heiligen Evangelium gibt.
Im Übrigen gleichen Sie sich in allem dem an,
was Gott will, und mit der Freude des Herzens und in Wahrheit
werden Sie sagen: Vater unser im Himmel.
Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden.“



Abenddämmerung in der argentinischen Hauptstadt Buenos Aires. Die politische und wirtschaftliche Stimmung dort ist miserabel.

Foto: Luis Argerich via Wikimedia Commons/CC BY 2.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by/2.0>)

CORONA IN SÜDAMERIKA

Papst-Heimat vor Zerreißprobe

Die Pandemie erschüttert Argentinien – Je mehr Infektionen, desto mehr Proteste

BUENOS AIRES – Im Heimatland von Papst Franziskus explodieren die Corona-Zahlen und mit ihnen die Armut. Und das trotz eines wochenlangen strengen „Lockdown“. Präsident Alberto Fernández gerät zunehmend unter Druck.

Es sind Zehntausende, die im Zentrum von Buenos Aires ihrem Ärger Luft machen. Mit argentinischen Flaggen und Plakaten gegen die Corona-Politik von Präsident Fernández und seiner Stellvertreterin Cristina Kirchner, die das südamerikanische Land von 2007 bis 2015 im Anschluss an die Amtszeit ihres Mannes Néstor Kirchner (2003 bis 2007) regiert hatte.

Pandemie verschlimmert

Das Duo, das seit Dezember 2019 und einem klaren Wahlsieg über die konservative Regierung von Mauricio Macri die Macht übernommen hat, macht derzeit eine schlechte Figur. Vor allem der strenge „Lockdown“ wird der linken Regierung vorgeworfen. Er habe die kriselnde Wirtschaft komplett abgewürgt und die Pandemie nur verschleppt und verschlimmert.

Tatsächlich explodieren derzeit die Armutsraten. Bis zum Jahresende wird erwartet, dass rund 45 Prozent der Argentinier unter die Armutsgrenze geraten. Millionen Kinder und Jugendliche wachsen dann in prekären Verhältnissen auf. Hinzu kommt, dass die Pandemie – ähnlich wie in Europa – erst jetzt ihre volle Wucht entfaltet.

Mitte des Monats starben innerhalb von 14 Tagen laut Tageszeitung „La Nación“ mehr als 8000 Menschen. 180 000 infizierten sich neu. Geht es so weiter, ist Argentinien ein Platz unter den Ländern mit den meisten Toten pro 100 000 Einwohnern sicher. Schon jetzt bewegt sich die Gesamtzahl der Infizierten im Bereich jenseits einer Million.

Auf der Straße sorgt auch der Versuch der argentinischen Regierung für Unmut, eine umstrittene Justizreform durchzupeitschen, von der die unter Korruptionsvorwürfen stehende Vizepräsidentin Kirchner profitieren könnte. Zudem hat der politisch aktive Kirchner-Sohn

Máximo sein Privatvermögen innerhalb nur eines Jahres um 50 Prozent gesteigert – während die Mehrheit des Landes wirtschaftlich schweren Zeiten entgegengieht.

Worte, die spalten

All das sorgt dafür, dass die politischen Lager weiter auseinanderdriften. Die Kirche zeigt sich deshalb besorgt über die wachsende innenpolitische Spannung im Land. Der Vorsitzende der Argentinischen Bischofskonferenz, Bischof Óscar Vicente Ojea aus San Isidro, rief die Politik dazu auf, Verhaltensweisen zu unterlassen, die die Gräben in der

Gesellschaft vertiefen. Es gebe Worte und Gesten, die „uns zerstören, uns spalten“, sagte Ojea. Sein Appell verhalte ungehört.

Inzwischen liefern sich Präsident Fernández und Vorgänger Macri heftige Duelle über die Medien, in die sich auch Diego Maradona einschaltete. Der Fußball-Weltmeister von 1986 warf Macri vor, in seiner Amtszeit das Leben von Generationen von Argentinern belastet zu haben. Macri war einst Chef des Fußballklubs Boca Juniors aus Buenos Aires. Mit dem linken Maradona, der Sympathien für die Diktaturen in Venezuela und Kuba hegt, verbindet ihn eine tiefe Abneigung.

Venezuela ist ein weiterer Belastungstest für die Regierung. Fernández ließ die in einem UN-Bericht beschriebenen Menschenrechtsverletzungen des Regimes in Caracas verurteilen. Der linke Flügel der Regierung geht dagegen auf die Barrikaden. Er mache sich Sorgen wegen der Außenpolitik, die sich der Linie von US-Präsident Donald Trump annähere, äußerte Juan Grabois. Er gilt innerhalb des linken Lagers als wichtige Stimme – und als enger Vertrauter von Papst Franziskus.

Derweil richtet die Kirche den Blick auf die Corona-Lage. Argentinien sei von der Krise besonders betroffen, sagte Bischof Ojea. In vielen Vierteln sei der Drogenkonsum gestiegen, ebenso die Gewalt. Um die Folgen der Pandemie zu überwinden, sei aber mehr „soziale Liebe“ notwendig. Besonders die „abgehängten Kinder“ der Gesellschaft bräuchten nun mehr Aufmerksamkeit und Hilfe.



▲ Kritik in den Nationalfarben: Buenos Aires erlebt heftige Proteste gegen die Politik der linken Regierung. Foto: imago images/Agencia EFE

Tobias Käufer

BEIT SAHUR BEI BETHLEHEM

Die Hauptstadt des Handwerks

Unesco-Siegel für Olivenholzschnitzer – Corona zerstört die Lebensgrundlage

Beit Sahur liegt nur einen Steinwurf von Bethlehem entfernt. Der Name bezieht sich auf Hirten, die bei ihrer Herde Wache halten. Nach christlicher Tradition ist das Tal, in dem die palästinensische Stadt liegt, jenes „Hirtenfeld“, wo gemäß der neutestamentlichen Erzählung den Hirten die Geburt Jesu verkündet wurde. Heute ist Beit Sahur bekannt für seine Olivenholzschnitzer. In diesem Jahr wurde es deshalb zur „Weltstadt des Kunsthandwerks“ erklärt.

Bereits seit dem vierten Jahrtausend vor Christus wird der Ölbaum im Nahen Osten als Nutzpflanze kultiviert. Bekannt ist er vorwiegend durch seine Oliven und das wohl-schmeckende Öl. Der Baum benötigt viel Zeit zum Wachsen, wird bis zu 20 Meter hoch, hat ein sehr robustes Holz und kann mehrere hundert Jahre alt werden. Das Holz ist leicht gear-dert und wirkt dadurch sehr dekorativ. Eine lange, trockene Lagerung erhöht seine Qualität.

Die große Mehrheit der Einwohner von Beit Sahur sind Christen. Hier wie auch im nahen Bethlehem haben sich Olivenholzschnitzereien seit dem Mittelalter zu einem wichtigen Wirtschaftszweig entwickelt. Italienische Franziskaner professionalisierten die Ausbildung der einheimischen Kunsthandwerker. Heute liefern sie Arbeiten für

Kirchen und Klöster wie auch Souvenirs für Pilger ins Heilige Land.

„Die Stadt Beit Sahur ist stark vom Tourismus abhängig und gilt nach Jerusalem und Bethlehem als dritt wichtigstes Reiseziel in Palästina“, sagt Jiries Qumsijeh, Sprecher des palästinensischen Tourismus-Ministeriums. „Es gibt dort viele touristische und archäologische Orte, viele Olivenholzwerkstätten sowie Souvenirläden, die Produkte an Pilger und Besucher verkaufen.“

Kulturelles Erbe schützen

Der Welthandwerksrat, eine private Organisation, die der Kulturorganisation Unesco der Vereinten Nationen verbunden ist, hat Beit Sahur zur Weltstadt des Kunsthandwerks 2020 erkoren. Diese Anerkennung fördere den Tourismus in Palästina, hebe die historischen und archäologischen Stätten von Beit Sahur hervor und helfe, das kulturelle Erbe des traditionellen Handwerks zu erhalten, freut sich Qumsijeh. Waren aus Beit Sahur kenn-

zeichnet nun ein spezieller Aufkleber der Unesco.

„Nach der Anerkennung unserer Kunsthandwerkerstadt verlegten wir alle Olivenholzwerkstätten, die sich in den Häusern oder in der Altstadt befanden, in ein spezielles Gebiet, um Umweltverschmutzung und Lärm zu reduzieren“, sagt Stadtratmitglied Elias Da'is. Eine Berufsschule soll künftig die Verarbeitung von Olivenholz lehren und so den Fortbestand des lokalen Kunsthandwerks sicherstellen.

In den kleinen Werkstätten wird Schritt für Schritt aus einem uralten knorrigen Stück Olivenholz etwas Besonderes: fein gearbeitete Schalen etwa, Anhänger oder Heiligenfiguren. Natürlich gehört der Stern von Bethlehem zum Programm, der Fisch als Symbol für den christlichen Glauben oder die Krippe als Geburtsort. Da die typische Maserung des Holzes stets anders ausfällt, ist jedes Stück ein Unikat mit unverwechselbarem Aussehen.

So traditionell das Handwerk ist, so sehr gehen die Menschen in Beit Sahur bisweilen mit der Zeit: Gegen den bei der Arbeit anfallenden Staub helfen in manchen Betrieben



▲ Ein Holzschnitzer in Beit Sahur bei der Arbeit. Darstellungen der Heiligen Familie dürfen in seinem Sortiment nicht fehlen. Foto: imago images/epd



moderne Maschinen mit Absaug-einrichtungen. Anderen stehen zumindest Schutzbrillen und Staubmasken zur Verfügung. Den Krach, den die Holzbearbeitungsmaschine macht, wehren die Olivenholzarbeiter durch Gehörschutz ab.

Die Anerkennung des Welthandwerksrats verbessert die Chance für palästinensische Handwerkserzeugnisse, ihren Platz unter den Ländern und Kulturen der Welt zu finden. Die Kunsthandwerker sind stolz darauf, dass sie keine in China hergestellten Billigsouvenirs aus Olivenholz und Perlmutter verkaufen, sondern dass durch diese Anerkennung das christlich-palästinensische Kunsthandwerk unterstützt wird.

Dass Pilger aus Europa und Übersee ihre Arbeit schätzen, macht Jalal Musleh und seiner Frau Basma Mut. „Ihr Besuch bei uns ist sehr wichtig“, erklärt der Kunsthandwerker und macht die politische Dimension einer Reise nach Palästina deutlich: „Diese Menschen zeigen damit, dass wir vom Rest der Welt nicht vergessen sind. Sie geben uns damit ein Stück Hoffnung zurück.“

Immer wieder entwickeln die Künstler in ihren kleinen Werkstätten neue Ideen für weitere Produkte. Obwohl viel Arbeit, Zeit und



▲ Rohstoff des Kunsthandwerks: Seit Jahrtausenden wird der Ölbaum im Vorderen Orient als Nutzpflanze kultiviert.



Fotos: Bukvoed/CC BY 4.0 (https://creativecommons.org/licenses/by/4.0); Fleckenstein

Engagement hinter jeder Kreation stecken, sehen die Handwerker auch einen Auftrag darin. Einer von ihnen sagt es frei heraus: „Wir alle haben einen Traum vom Frieden im Heiligen Land. Unser Ziel ist es, ein Stück palästinensischer Kultur und Geschichte zu erhalten.“

Für die Anerkennung als Weltstadt des Kunsthandwerks ist man in Beit Sahur sehr dankbar. „Wir alle wollen von unserer Arbeit leben und künstlerische Traditionen fortsetzen, die Palästina über Jahrhunderte geprägt haben“, drückt es einer der christlichen Palästinenser aus. „Dies tun wir unter schwierigen Bedingungen. Trotzdem sehen wir unseren Auftrag darin, hier zu bleiben – nicht nur um Geschäfte zu machen, sondern auch, um lebendige Steine des Heiligen Landes zu sein.“

Vom Tourismus abhängig

Wegen der Corona-Pandemie befindet sich die Region Bethlehem in einer schwierigen wirtschaftlichen Lage. 70 Prozent der Familien sind für ihren Lebensunterhalt vom Tourismus abhängig. Kunsthandwerker Ashraf Jaraiseh drückt es so aus: „Ich bin seit 40 Jahren Olivenholzschnitzer. Dies ist das erste Mal, dass wir so schwierige Umstände haben. Mein Großvater hat diese Arbeit gemacht, mein Vater hat sie von ihm geerbt, und ich bringe sie meinem Sohn bei.“

So geht es vielen palästinensischen Christen. Ihren Beruf haben sie geerbt. Jetzt kommt zur politisch ohnehin bereits unsicheren Lage der Minderheit noch die Corona-Pandemie: Durch das Virus bleiben die Pilger weg. „Was unsere Produkte betrifft, so können wir in dieser Zeit kein echtes Marketing betreiben“, sagt Jaraiseh. Wir arbeiten und behalten unsere Produkte, bis sich die Situation ändert.“

Karl-Heinz
Fleckenstein



Die Kapelle der Franziskaner auf den „Hirtenfeldern“ von Beit Sahur erinnert an die Verkündigung der Geburt Jesu.

BETHLEHEM PROTESTIERT

„Ohne Tourismus kein Leben“

Die Pandemie in Palästina: Fremdenführer fordern staatliche Unterstützung

BETHLEHEM – Keine Besucher, kein Einkommen: Touristenführer in Bethlehem fordern Unterstützung in einer Krise, wie sie der Tourismus in Palästina noch nicht gesehen hat.

Ihre Gesichter sind in Schutzmasken gehüllt: Rund 30 Touristenführer folgten dem Aufruf der Union der Touristenführer in Palästina. Ihre Forderungen prangen in mehreren Sprachen auf den Transparenten – auch auf Deutsch. „Ohne Tourismus kein Leben“, lautet der Hilferuf auf dem ansonsten menschenleeren Vorplatz der Bethlehemer Geburtskirche. Wie die ausländischen Besucher blieb auch die staatliche Unterstützung für die Betroffenen bisher weitestgehend aus.

Die kleine Gruppe steht für knapp 800 Touristenführer in Palästina. Zu ihnen kommen rund 35 000 Menschen, die ebenfalls direkt vom Tourismus abhängig sind, rechnet Michel Awad vor, Christ aus Beit Sahur und Mitglied im Vorstand der Vereinigung der Anbieter für Ausländertourismus, der „Holy Land Incoming Tour Operators Association“ (Hlitoa). „Keine Kunden, kein Einkommen“, sagt Awad. Wer keine andere Arbeit gefunden hat, ist seit März arbeitslos.

Hiam Abu Dajjeh ist eine von ihnen. „Sieben Monate ohne Arbeit, während die Rechnungen für Wasser und Strom weiterlaufen – wie sollen wir das bewerkstelligen?“, fragt die Christin aus Beit Dschalla. Dass sie auch Sozialarbeiterin und Deutschlehrerin ist, hilft ihr auf dem Arbeitsmarkt nicht. Anders als Deutschland hat Palästina keine Arbeitslosenversicherung.

„Leer ausgegangen“

Die Regierung hat zwar beschlossen, jeder Familie, die im Tourismussektor arbeitet, eine Einmalzahlung von umgerechnet rund 175 Euro zukommen zu lassen. Das sei jedoch nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Abgesehen davon habe das Geld nicht mal alle Touristenführer erreicht, sagt Rami Bandak, der den Protest in Bethlehem organisiert hat. „70 Prozent sind gänzlich leer ausgegangen.“

Seit die Kooperation zwischen israelischen und palästinensischen Behörden ausgesetzt ist, steht die palästinensische Regierung durch ausbleibende Steuer- und Zollgelder fi-



▲ Protest vor der Grabeskirche: Palästinas Touristenführer sind durch die Corona-Pandemie arbeitslos geworden. Fotos: KNA

nanziell enorm unter Druck. Mittel, um den Touristenführern zu helfen, gebe es „leider nicht“, sagt der Sprecher des Tourismus-Ministeriums, Jiries Qumsijeh. Die Betroffenen lassen diesen Hinweis auf die angespannte Finanzlage nur bedingt gelten. Sie fühlen sich vernachlässigt.

„Dass die palästinensische Behörde ihre Probleme hat, heißt nicht, dass sie uns vergessen dürfen“, kritisiert Abu Dajjeh. Wenn schon keine Gelder für die arbeitslosen Touristenführer da seien, müsse der Branche eben anders geholfen werden, fordert die Union. Ein einjähriger Aufschub für die Rechnungen zu fixen Lebenshaltungskosten etwa könnte die Familien entlasten.

Die aktuelle Lage im palästinensischen Tourismus sei katastrophal und beispiellos, sagt der Hlitoa-Vorsitzende Toni Kaschram: „Ein Rück-

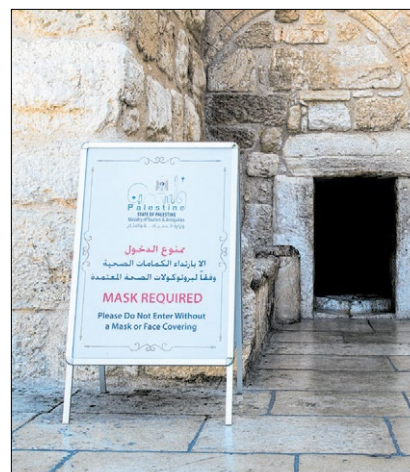
gang von 100 Prozent über Nacht und bis jetzt ohne Erholung.“ Besonders hart trifft es palästinensische Christen, die zu rund 70 Prozent im Tourismus arbeiten. Mit den Pilgern, sagt Kaschram, sei eine wesentliche „Unterstützung der christlichen Präsenz im Heiligen Land“ verschwunden, mit dem Tourismus eine der wichtigsten Säulen der palästinensischen Wirtschaft.

Verzweifelte Versuche

Die Ungewissheit wiegt am schwersten. „Niemand weiß, wann es weitergeht“, sagt Jiries Qumsijeh. Die Banken, ergänzt Michel Awad, weigerten sich, den Arbeitslosen Kredite zu geben. „Keiner kann die Zukunft abschätzen. Dadurch verlieren die Menschen die Hoffnung, die sie in so vielen Krisen immer bewahrt haben.“ Initiativen wie „Save Tourism“ (Rette den Tourismus), die Awad vorantreibt, klingen da eher wie verzweifelte Versuche. Die Verkaufszahlen jedenfalls seien nicht nennenswert.

Die Experten fürchten über die Pandemie hinaus nachhaltige Schäden für den Fremdenverkehr in Palästina. Wenn die Situation anhält, sagt Qumsijeh, werden die Menschen sich andere Berufe suchen – und fehlen, wenn es eines Tages doch weitergeht. Auch auf die palästinensische Gastfreundschaft wird Corona Auswirkungen haben, glaubt Awad: „Die Menschen haben Angst, dass Touristen das Virus mitbringen.“

Andrea Krogmann



▲ Eintritt nur mit Maske: Auch in der Grabeskirche gelten Corona-Vorschriften.

„Vorleben, was wir predigen“

Wie Claretiner heute missionarisch tätig sind – Ordensgründer starb vor 150 Jahren

WÜRZBURG – Vor 150 Jahren starb der heilige Antonio Maria Claret. Der spanische Volksmissionar gründete 1849 den Orden der Claretiner, wurde 1934 selig- und 1950 heiliggesprochen. Heute zählen 3100 Ordensmänner in 69 Ländern zu der Gemeinschaft. Im Interview am Sitz der Deutschen Provinz in Würzburg spricht Missionsprokurator James Patteril über zeitgemäßes Missionsverständnis und Berufungen.

Pater James, gibt es ein „Markenzeichen“, das die Claretiner von anderen Orden unterscheidet?

Wir sind eine sehr weltoffene, missionarische Gemeinschaft. Das Schöne ist: Wir dürfen dort arbeiten, wo wir es für wichtig halten – in der Pfarrseelsorge, aber auch in der Kategorialeseelsorge, was uns sehr wichtig ist.

In Deutschland unterhalten wir zwei geistliche Zentren. Das eine befindet sich im schwäbischen Spaichingen, wo 1924 unsere erste deutsche Niederlassung gegründet wurde. Dort haben wir eine Wallfahrtskirche, die Menschen aufsuchen, die spiritueller auf der Suche sind. Das zweite geistliche Zentrum ist in Mühlberg an der Elbe, wo die Menschen unter der kommunistischen Regierung viele Jahre keine Beziehung zu Gott hatten. Nicht nur dort erleben wir Deutschland als Missionsland.

Woran machen Sie das fest?

Eine Kirche voller Gläubiger gehört der Vergangenheit an. Aber die wenigen Leute, die noch kommen, sind wichtig für uns. Die Menschen, die sich an uns wenden, sind nicht materiell, aber spirituell sehr arm und bedürftig. Vor einigen Jahren war ich Krankenhauseelsorger, da habe ich auch erlebt, wie arm die Menschen oft dran sind.

Wie prägen die Persönlichkeit und Spiritualität von Claret den Orden noch heute?

Papst Pius XII. hat ihn zur Heiligsprechung gut beschrieben: „Eine große Seele, geboren um Gegensätze zu umarmen, von bescheidener Herkunft, doch in den Augen der Welt hoch geachtet, klein von Statur, doch begabt mit einem großmütigen Geist, bescheiden im Aussehen, doch den Mächtigsten und Einflussreichsten Respekt gebietend. Er war von starkem Charakter, doch sanftmütig als Ergebnis von Strenge und



▲ Ordensgründer Antonio Maria Claret (1807 bis 1870), dargestellt auf Gran Canaria auf bemalten Kacheln. Foto: H. Zell/CC BY-SA 4.0 (<https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>)

Buße, immer in der Gegenwart Gottes, selbst inmitten seines ungeheuren Wirkens.“ Claret sei wie ein „weiches Licht gewesen, das alles beleuchtet“ und getragen von einer großen Hingabe an die Gottesmutter.

Claret verstand sich als Missionar. Sind Missionare heute noch gefragt?

Sicher, und wir verstehen uns auch klar als Missionare: Wir möchten möglichst vielen Menschen die Botschaft vom Reich Gottes zeigen, indem wir die Liebe Gottes an sie weitergeben. Wir möchten ihnen



▲ James Patteril ist Missionsprokurator der Claretiner. Foto: claretiner.org

helfen, ihren Blick auf Jesus zu richten und den Sinn des Lebens zu finden.

Die Kirche selbst ist missionarisch, und es ist unsere Berufung, dies in Erinnerung zu rufen. Die deutsche Provinz spielt dabei eine wichtige Rolle. Der deutsche Generaloberer Pater Peter Schweiger öffnete Mitte des 20. Jahrhunderts die Kongregation für die nichtspanischen Länder. Er bat die Deutsche Provinz, in den Kongo zu gehen.

Später wurden auch Studenten aus Indien nach Deutschland geholt, die hier ausgebildet werden sollten. Diese haben dann vor 50 Jahren die Kongregation in Indien gegründet. Die deutsche Provinz ist also ein wichtiges Instrument für unsere missionarische Präsenz in Kongo, Indien, Polen und Sri Lanka.

Wie müssen Missionare auftreten, damit ihre Botschaft bei den Menschen ankommt?

Wir müssen vorleben, was wir predigen. Die Leute suchen heute nach Menschen, deren Glaube mit Leben gefüllt ist. Sie orientieren sich an uns als Botschafter der Liebe und Güte Gottes.

Die Orden sind in einer Berufungskrise. Haben auch die Claretiner Nachwuchssorgen?

Ja, zumindest in Europa haben wir leider wenig Berufungen. Der missionarische Auftrag ist hier nicht leicht zu erfüllen. Deshalb kommen die Berufenen von anderen Konti-

nenten nach Deutschland, etwa aus Afrika und Asien. Wir Claretiner sind Missionare, wir müssen unterwegs sein und in andere Länder gehen.

Wie werden sie auf ihren Einsatz in Deutschland vorbereitet?

Angehende Claretiner kommen als Studenten und werden in Deutschland ausgebildet. Sie lernen also die Theologie in der Sprache des Landes, wo sie später arbeiten. So lernen sie auch die Kultur und die Mentalität des Landes kennen.

Ist es für diese Berufenen nicht dennoch schwer, sich auf die Menschen vor Ort einzustellen?

Wir müssen uns anpassen an den Ort, wo wir sind, und dürfen den Menschen nicht einfach unsere eigene Mentalität und Theologie überstülpen. Und wir müssen uns Zeit für die Menschen an unserem neuen Wirkungsort nehmen und uns wirklich auf sie einlassen wollen. Wir bemühen uns, interkulturell zu sein und unabhängig von unserer Sprache, Nationalität und Herkunft in anderen Ländern missionarisch tätig zu sein.

Wir transportieren nicht ein festes Glaubensbild von einem Land ins nächste. Denn die Menschen und die Kultur sind immer wieder anders – aber das Evangelium ist gleich. Es kommt darauf an, wie wir es interpretieren. Jesus hat eine Sprache gesprochen, die alle anspricht.

Ein echter Missionar geht also ganz in seiner neuen Heimat auf?

So kann man es sagen. Kürzlich ist der Claretinerbischof und renommierte Befreiungstheologe Pedro Casaldaliga gestorben. Er war viele Jahrzehnte in Brasilien, am Amazonas tätig. Er stammte aus Spanien, aber seine Art und Weise war gar nicht mehr spanisch. Er war ganz integriert in das Amazonasgebiet.

Das ist etwas, das wir alle versuchen. Wir Missionare vergessen eigentlich unseren Ursprung. Wir gehen zu den Menschen und passen uns ihrer Kultur an. Wir bringen also nichts aus unserer Heimat mit, das wir den Menschen einfach vorsetzen – nein, missionarische Arbeit ist etwas anderes.

Interview: Angelika Prauß

Information

Näheres über die Deutsche Provinz der Claretiner finden Sie im Internet: www.claretiner.org

Leserbriefe

Meine Erfahrung mit der DDR

Zu „Egon Krenz' einstiger Kronprinz“ in Nr. 40:

Autor des Artikels ist Benedikt Valendar, mit dem ich mich vor Jahren und auch aktuell am Telefon mehrfach stritt. Ich respektiere, dass der Autor verstanden hat, dass ich in meinen Erinnerungen sachlich-kritisch mit der DDR und meinen Erfahrungen mit dem Sozialismus umgehe. Wenn er es „zaghafte Lebensbeichte“ nennt, so habe ich insofern nichts dagegen, als dass mein Ziel tatsächlich eine „Lebensbeichte“ war.

Nur bat ich nicht den „Herrn“ um Vergebung, sondern suchte nach historischen Gründen des Zusammenbruchs des Sozialismus. Da der Autor auf diese Argumente nicht eingeht, sondern fast ausschließlich Privates sein Thema ist, habe ich ihm in einem Schreiben Inkompetenz im Umgang mit der DDR-Geschichte vorgeworfen. Außerdem wies ich auf Falschdarstellungen hin.

Ich war einige Jahre in einer Bürgerinitiative „Welcome im Allende-Viertel“ tätig und habe mich um Flüchtlinge gekümmert und ihnen bei ihren Asylverfahren und der Betreuung ihrer Kinder geholfen. Ich habe weder mit der katholischen Gemeinde St. Josef in Köpenick noch mit deren Umfeld etwas zu tun, obwohl ich weiß, dass auch diese die Flüchtlinge unterstützt hat.

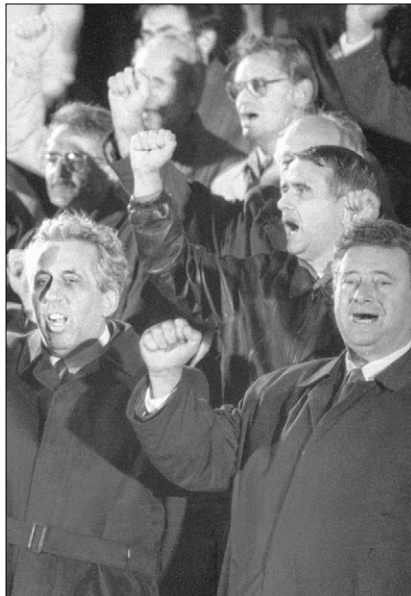
Auch habe ich nie Flüchtlingskinder in Deutsch unterrichtet, mit ihnen aber sehr wohl Kinderfeste und Ausflüge organisiert. Auch kümmere ich mich persönlich nicht um arme und Ausgestoßene, spende allerdings regelmäßig für Unicef, also für notleidende Kinder in der Welt.

Der Autor behauptet, ich sei ein „linksbürgerlicher Gutmensch, der seine atheistischen Wurzeln nicht leugnet und das Gute in der Kirche entdeckt haben will“. Das ist Erfindung! Ich respektiere seit meiner Kindheit über alle Stationen meines Lebens hinweg den christlichen Glauben und humanistische Bemühungen der Kirche, verurteile aber sehr wohl Kindesmissbrauch als auch die Intoleranz im Hinblick auf Schwangerschaftsverhütung und Schwangerschaftsunterbrechung.

Erfunden ist auch, dass ich „nach einer gescheiterten Ehe“ im „Umfeld der Kirchengemeinde eine neue Aufgabe gefunden“ hätte. Richtig ist: Ich hatte keinen Trost seitens der Kirche und ihres Umfelds nötig, ich bin glücklich verheiratet. Ich habe den Autor außerdem wissen lassen, dass ihn meine Eheverhältnisse und mein persönliches Glück nichts angehen, sie vor allem kein Anlass für wertende Interpretationen sind.

Eine weitere Erfindung des Autors ist, dass ich ihm von „reichlich Alkohol“ bei einem früheren Treffen mit Egon Krenz berichtet hätte. Auch habe ich heute nicht „nur noch wenig Kontakt“ mit Krenz, sondern gar keinen. So steht es auch in meinem Buch.

Eberhard Aurich, 12559 Berlin



▲ Eberhard Aurich (2. v. r.) und Genossen bei einer SED-Kundgebung im November 1989. Aurich war bis zur Wende Chef der Freien Deutschen Jugend. In seinem Buch „Zusammenbruch“ befasst er sich kritisch mit seiner DDR-Vergangenheit.

Foto: imago images/Werner Schulze

So erreichen Sie uns:

Katholische Sonntagszeitung
bzw. Neue Bildpost
Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg
Telefax: 08 21 / 50 242 81
E-Mail: redaktion@suv.de oder
leser@bildpost.de

Leserbriefe sind keine Meinungsäußerungen der Redaktion. Die Redaktion behält sich das Recht auf Kürzungen vor. Leserbriefe müssen mit dem vollen Namen und der Adresse des Verfassers gekennzeichnet sein. Wir bitten um Verständnis, dass Leserbriefe unabhängig von ihrer Veröffentlichung nicht zurückgeschickt werden.



▲ Eine klischeehafte Hexe fliegt auf ihrem Besen durch die Luft. Der Glaube an einen solchen Hexenflug könnte durch Drogenkonsum entstanden sein. Foto: gem

BUCHTIPP

Im Drogenrausch zu Göttern und Teufeln

Zwei Biologen analysieren Sagen und Mythen mit den Mitteln der modernen Naturwissenschaft

Die Szene ist dem einen oder anderen vielleicht noch aus der Schullektüre geläufig: Als Homers Held Odysseus auf seiner zehnjährigen Irrfahrt über die Meere auf der Insel der Kirke landet, verwandelt die Zauberin seine Gefährten in Schweine. Gibt es ein reales Vorbild, eine wissenschaftliche Erklärung für derlei Spuk? Monika Niehaus und Michael Wink meinen: ja!

Ihr neues Buch sticht bereits durch seinen Titel aus dem Einerlei des modernen Buchmarkts hervor: „Wie man Männer in Schweine verwandelt und wie man sich vor solch üblen Tricks schützt“ ist es mit einigem Augenzwinkern überschrieben. Die beiden Autoren – sie Biologin und Publizistin, er Professor für Pharmazeutische Biologie an der Universität Heidelberg – liefern darin eine überraschende Erklärung für die Sage: die Alraune.

Die Wurzel gedeiht seit der Antike im Mittelmeerraum. Aufgrund ihrer entfernt menschenähnlichen Gestalt hat sie ihre Heimat auch in der deutschen Sagenwelt gefunden. Die Pflanze enthält Alkaloide und Atropin und eignet sich hervorragend als Heilmittel. In richtiger Dosierung bewirken die Bestandteile einen stimulierenden Rauschzustand, der einem vorgaukelt, ein Tier zu sein. Nachmachen? Nicht empfohlen!

Niehaus und Wink haben ein äußerst lesenswertes Buch vorgelegt, kurzweilig geschrieben, reich bebildert und mit zahlreichen Steckbriefen der untersuchten Pflanzen ange-

reichert. Ausgiebig analysieren die Autoren die Sagen der Antike. Die Einäugigkeit des Kyklopen Polyphem führen sie auf eine Vergiftung im Mutterleib zurück. Beim Orakel von Delphi diente Bilsenkraut dazu, im Rausch vermeintlichen Kontakt mit den Göttern aufzunehmen.

Drogenexzesse allerorten – auch beim Hexenwahn. Dem fielen in der frühen Neuzeit Zehntausende zum Opfer, meist Frauen. Keine echten Teufelsweiber, aber vielleicht die „ersten Junkies“. Zumindest könnten der Flug zum Blocksberg oder die archetypische Teufelsbuhlschaft durch den Genuss psychoaktiver Substanzen zu erklären sein, schreiben Niehaus und Wink. Belege für Hexensalben und Hexentränke gibt es zur Genüge.

Die Bedauernswerten dafür auf dem Scheiterhaufen zu verbrennen und den Justizmord mitunter noch christlich zu rechtfertigen – das wiederum ist ein ganz anderer Wahn. Einer, der ganz ohne Rauschmittel auskommt. Thorsten Fels

Buchinformation

WIE MAN MÄNNER IN SCHWEINE VERWANDELT UND WIE MAN SICH VOR SOLCH ÜBLEN TRICKS SCHÜTZT



Rauschpflanzen und Gifte in antiken Mythen und Sagen
Monika Niehaus/
Michael Wink
S. Hirzel Verlag
ISBN:
978-3-7776-2842-4
24 Euro

SONDERAUSSTELLUNG IN AUGSBURG

Den Prägestempel aufgedrückt

Diözesanmuseum St. Afra zeigt Marienbildnisse auf Münzen aus über 1000 Jahren

AUGSBURG – Golden, silbern und kupfern glänzt es aus den Vitrinen im Diözesanmuseum Augsburg: In einer außergewöhnlichen Sonderausstellung werden dort derzeit Münzen aus Vorderasien und Europa präsentiert, alte und neue Stücke aus über 1000 Jahren. Der Titel „Mariengeprägt“ gilt in zweifacher Hinsicht: Die einzigartige Sammlung mit Münzen, denen Marienbildnisse aufgeprägt sind, führt auch vor Augen, wie die Gottesmutter der Geschichte „ihren Stempel aufgedrückt“ hat.

Über Jahrzehnte hinweg hat der Augsburger emeritierte Dogmatiker Professor Anton Ziegenaus Münzen mit Marienbildern gesammelt. „Eine der ältesten, die der leidenschaftliche Sammler erworben hat, stammt aus dem zehnten Jahrhundert und ist eine Marienmünze mit einem Gedicht“, erklärt Renate Mäder, die Kuratorin der Ausstellung.

„Jungfrau, du Vielgepriesene, wer auf dich hofft, gewinnt alles“, heißt es in der Umschrift. Auf der Vorderseite der Münze ist die Gottesmutter mit Kind nach Art der damals verehrten Ikonen zu sehen. Die Rückseite zeigt den byzantinischen Kaiser Romanus III. Argyrus, der darauf hinweist, dass er von Maria selbst die Kaiserwürde empfangen hat.

Schutz der „Hohen Frau“

So sahen es auch die Wittelsbacher, die in Bayern ihre Herrschaft als Herzöge, Kurfürsten und Könige ausübten. Über die Jahrhunderte schmückten Mariendarstellungen ihre Münzen. Viele zeigen das Konterfei des Fürsten, dessen Herrscherwürde unter dem Schutz der „Hohen Frau“ steht. Oftmals sieht man auch das Rautenwappen.

So ließ beispielsweise Herzog Albrecht IV. 1506 einen Golddukat mit der thronenden Madonna prä-



▲ Zwei Sechsteldukaten von 1728 sind mit zwölf Millimetern die kleinsten Münzen der Ausstellung. Auf ihnen ist die Mondsichelmuttergottes im Strahlenkranz zu sehen.



◀ Museumsmitarbeiterin Eva-Maria Bongardt, Kuratorin Renate Mäder und Museumsleiterin Melanie Thierbach (von links) betrachten die Ausstellungsstücke.

Fotos: Paulus

gen, auf ihrem Schoß das Jesuskind. Dieses segnet den Harnisch tragenden Wittelsbacher. Des Herzogs ganz persönliche Anrufung steht in der Umrandung: „O Maria ora pro me“ – O Maria, bitte für mich.

Nicht alle Münzen beziehungsweise Medaillen in der Sammlung sind rund. Es gibt viereckige, sogenannte Klippen, sieben- und achteckige und schüsselförmige. Außerdem besonders große und schwere Exemplare wie die 50-Diners-Münze aus Andorra, die 155,5 Gramm wiegt. Dagegen misst das kleinste Stück der Sammlung gerade mal zwölf Millimeter: ein Sechsteldukat von 1728, der aus Ungarn stammt.

Auch die Bischofsstadt Augsburg ist mit einer eigenen Prägung vertreten: einem prächtigen Taler von 1681 aus der Prägestätte des Bischofs Johann Christoph von Freyberg. Abgebildet ist Maria als Himmelskönigin mit der Umschrift: „schön wie der Mond, auserwählt wie die Sonne“. Der bischöfliche Stempelschneider war einer der berühmtesten Meister seiner Zeit: der Augsburger Goldschmied Philipp Heinrich Müller. Eine große Seltenheit ist ein Taler aus Eichstätt. Davon wurden nur 1000 Stück geprägt – die meisten davon wurden später eingeschmolzen.

Jede der in der Ausstellung gezeigten Münzen erzählt eine Geschichte: Eine unscheinbare achteckige Alu-Münze von 1921 zeigt auf ihrer Vorderseite die Schmerzensmutter.



▲ Das älteste Exponat ist ein byzantisches Histamenon. Es zeigt den Kaiser Nikephoros II. Phokas (963 bis 969) neben der Gottesmutter.

Als Vorlage diente eine Skulptur eines unbekanntes Meisters um 1510. Mit diesem Alu-Geld bezahlten vor 100 Jahren die Fahrgäste eine Fahrt mit der Straßenbahn zwischen Nürnberg und Fürth.

Engel mit dicken Backen

Prächtiger ist dagegen ein arabischer Bronze-Dirhem aus dem zwölften Jahrhundert, der die Krönung eines – man glaubt es kaum – muslimischen Herrschers durch Maria zeigt. Doch eine der kuriossten Münzen dieser Ausstellung wurde anlässlich einer Pestepidemie in Venedig geprägt: Über einem Baum, aus dem Myrrhetropfen fallen, thront die Muttergottes im Strahlenkranz mit dem Jesuskind. Neben ihnen blasen Engelchen mit dicken Backen reine Luft in die verseuchte Welt. Auf der Rückseite trägt das

Geldstück das Wahrzeichen Venedigs, den geflügelten Markuslöwen.

Die umfangreiche private Münzsammlung zeigt auf beeindruckende Weise, wie die Gottesmutter in den verschiedensten Ländern und durch alle Zeiten geehrt und verehrt wurde. Das führte sogar zu ungewöhnlichen Behandlungsmethoden: „Die Madonnentaler wurden gerade auch in Bayern als Medizin verwendet“, erklärt Kuratorin Mäder. „Kleine Mengen Silber schabte der Kranke von der Muttergottes ab und nahm es ein oder gab es auf die Wunde.“

So ist in der Schau, die im Diözesanmuseum St. Afra noch bis zum 10. Januar präsentiert wird, für informative, unterhaltsame Stunden gesorgt. Vieles gibt es darin zu sehen und zu entdecken: ganz ungewöhnliche und unerwartete Mariendarstellungen ebenso wie die bis heute weltweit in Gnadenbildern verehrte Gottesmutter. Junge und jung gebliebene Besucher können an einer ganzen Reihe von Mitmachstationen Neues und Spannendes erfahren. Sie können ihr Wissen unter Beweis stellen und auch selbst eine Münze prägen. *Ingrid Paulus*

Information

Die Ausstellung im Diözesanmuseum St. Afra ist geöffnet: Dienstag bis Samstag 10-17 Uhr, Sonntag 12-18 Uhr. Eintritt: 5, ermäßigt 4 Euro. Das Veranstaltungsprogramm findet sich im Internet unter www.museum-st-afra.de.

„WEIN IST VOLKSGETRÄNK“

Die Mobilmachung der Trinker

Ein Historiker untersucht, wie die Nazis den Genuss des Rebensafts förderten

Deutsche Weinstraße und Patenschaften für Winzerdörfer: Unter dem Motto „Wein ist Volksgetränk“ förderten die Nazis den Weinabsatz – und das, obwohl ausgerechnet ihr „Führer“ strenger Antialkoholiker war. Bei den Festumzügen waren auch antisemitische Karikaturen jüdischer Weinhändler zu sehen.

Die „Deutsche Weinstraße“ in der Pfalz wirbt damit, die erste und bekannteste Weintouristikroute der Welt zu sein. Auf 85 Kilometern führt sie durch das Weinbaugebiet. Entstanden ist sie 1935, zu Zeiten der NS-Diktatur: Mit der von Winzern entlehnten Idee wollte NS-Gauleiter Josef Bürckel die Gegend bekanntmachen und den Weinabsatz ankurbeln.

Auch die Wahl der Weinkönigin, die heute immer noch veranstaltet wird, vereinnahmte er. Und noch eine Propagandaidee für deutschen Wein entstand 1935, allerdings im Gau Koblenz-Trier: sogenannte Weinpatenschaften deutscher Städte für einzelne Winzerorte.

Rekordweinjahr 1934

Seit dem Ersten Weltkrieg hatten die Weinbauern immer wieder massive Absatzprobleme. Nach einem Rekordweinjahr 1934 blieben sie auf Unmengen unverkauften Wein sitzen. 1935 schien ein ebenso guter Jahrgang zu werden. „In dieser Situation haben die Winzer an das Wahlversprechen der Nationalsozialisten erinnert, ihnen helfen zu wollen“, sagt Christof Krieger, Leiter des Mittelmosel-Museums Traben-Trarbach.

Der Historiker hat sich intensiv mit der Weinbaugeschichte zu NS-Zeiten beschäftigt und seine Erkenntnisse in dem Buch „Wein ist Volksgetränk“ verarbeitet. Aktuell schreibt er an einem Werk über die NS-Vergangenheit der „Deutschen Weinkönigin“. Die Winzer hätten auf die von den Nazis propagierte „Volksgemeinschaft“ und die „Blut und Boden“-Ideologie verwiesen, sagt Krieger.

Dazu passte der schon in der Weimarer Republik formulierte Spruch „Wein ist Volksgetränk“. Schmachhaft gemacht werden musste der Slogan nur noch der Antialkoholbewegung. „Der Widerspruch wurde aufgelöst, indem nicht der Alkohol als solcher, sondern dessen Miss-



▲ Das Deutsche Weintor in Schweigen markiert den südlichen Beginn der 1935 begründeten Deutschen Weinstraße.

brauch verdammt wurde“, erklärt Krieger.

Vom 19. bis 26. Oktober 1935 schließlich fand das erste „Fest der deutschen Traube und des Weins“ zeitgleich in mehr als 200 Städten des Deutschen Reichs statt. Die „Deutsche Weinzeitung“ beschrieb es im militärischen Jargon jener Zeit als eine „allgemeine Mobilmachung der Weintrinker“.

Die „Patenstädte“ der Weinorte feierten mit Umzügen, Theaterstücken und Feuerwerk. Girlandengeschmückte Lastwagen oder Eisenbahnwaggons mit Wein wurden mit Musik und Tanz verabschiedet, Patenurkunden ausgetauscht, Weinlotterien veranstaltet und Ausflugsfahrten organisiert. Alles, was den Absatz erhöhte, war erwünscht.

In Hildesheim zeigte die NS-Frauensschaft, wie Wein im Haushalt verwendet werden kann. In Eisenach

erhielt jeder Theaterbesucher einen Viertelliter Wein. In Mittweida wurde Brautpaaren in der Weinwerbeweche zwei Flaschen zusätzlich zu Hitlers Propagandaschrift „Mein Kampf“ als Geschenk gereicht.

Jüdische Weinhändler?

Bei den Festumzügen war oft eine antisemitische Darstellung jüdischer Weinhändler zu sehen, eine Puppe mit Galgen und Schlinge. Sie musste als Sündenbock für die Absatzkrise der Winzer herhalten. Die Aussage, 60 bis 80 Prozent des Weinhandels seien in jüdischer Hand gewesen, halte sich teilweise bis heute in Publikationen, sagt Krieger. Nach seinen Forschungen waren in 180 Winzerdörfern an der Mosel nicht mal zehn Weinhändler Juden.

Die Weinpatenschaften waren ein Erfolg – auch, weil die Brauwirtschaft dem „nationalen Gesichtspunkt Rechnung tragen muss“, wie sie wohl auf NS-Druck verkündete: Mancherorts war während der Weinwerbeweche jeder Alkoholausschank außer Patenwein verboten. Dass der Alkohol auch Nebenwirkungen zeigte, wundert nicht. In Braunschweig sah sich die Gauleitung nach ausufernden Schlägereien sogar gezwungen, eine großangelegte Amnestie zu erwirken.

Nach einer weiteren Rekordweinernte wurde das Fest des deutschen Weins 1936 noch generalstabsmäßi-

ger wiederholt. Jede Kommune mit mehr als 5000 Einwohnern bekam mindestens eine Patengemeinde zugeteilt, 900 Patenstädte waren beteiligt.

Dann aber erwies sich „Wein ist Volksgetränk“ als Bumerang. Als im Herbst 1936 Fröste die Weinernte weitgehend zunichtemachten, setzte die NS-Führung Höchstpreise fest. Um günstigen Patenwein zu ermöglichen, wurde nun gepanscht. „Was beispielsweise unter dem Sammelbegriff Bernkasteler Riesling segelte, wird gewiss nicht zum Ruhme des gesegneten Orts beitragen“, bemerkte 1937 die „Rheinische Zeitung“. Offenbar sei „ein Schuss Wasser in die Patenweinidee geraten“.

Konkurrenz der Gauleiter

Hintergrund der Weinpropaganda war auch die Konkurrenz unter den Gauleitern Bürckel (Pfalz) und Gustav Simon (Koblenz-Trier) um das bedeutendste Weinanbaugebiet im Deutschen Reich: Während die Idee der Weinstraße auf Bürckel zurückging, hatte Simon die Weinpatenschaften vorangetrieben.

Diese Rivalität fand schließlich ein Ende – allerdings anders, als von den beiden erwartet, erklärt Krieger: Als im März 1938 die Nationalsozialisten Österreich an das Deutsche Reich „anschlossen“, waren es österreichische Winzer, die den meisten Wein lieferten. *Florian Riesterer*

Buchtipps



WEIN IST VOLKSGETRÄNK
Weinpropaganda im Dritten Reich
Christof Krieger
Rhein-Mosel-Verlag

ISBN: 978-3-89801-355-0
32,90 Euro

MÄRCHEN, SAGEN UND DER HARTE ALLTAG

Ein unheimliches Mittelgebirge

Die dunklen Seiten des Schwarzwalds: Mehr als eine heitere Ferienregion?

Vermutlich würde heute niemand bestreiten, dass der Schwarzwald eine heitere Ferienregion ist, ein beliebtes Ziel für Urlauber und Tagestouristen. Schon der Name der Kulturlandschaft aber lässt stutzen. Schwarzer Wald? Das klingt schon nicht mehr so heiter. In früheren Jahrhunderten waren Zuschreibungen wie abweisend-düster, dunkel und undurchdringlich gang und gäbe.

Solche Eigenschaften sind der Stoff, aus dem unheimliche Geschichten gemacht werden. Als Kronzeugen könnte man den aus einer Schwarzwälder Familie stammenden Schriftsteller Peter Stühlen (1900 bis 1982) heranziehen, der in seiner Erzählung „Aus den schwarzen Wäldern“ (1938) das bewegte Schicksal einer Schwarzwälder Familie Revue passieren lässt.

Geradezu sinnbildhaft werden die beschriebenen düsteren und ärmlichen Verhältnisse durch die dunklen Tannen wiedergegeben, die nicht nur zur poetischen Ausstattung des Schwarzwalds gehören. Nicht zu vergessen jene Schwarzwaldhöfe, die ganz wie ein Bestandteil in die sie umgebende Natur eingebettet sind.

„Das Schwarzwaldhaus ist dunkel; schwarz mutet es an wie die Wälder, zwischen denen es steht. In diesem Weltwinkel schlägt alles zum



▲ Karges, entbehrungsreiches Leben herrschte früher im Schwarzwald.

Schwärzlichen aus“ – der, der das beschrieb, muss es wissen, denn der aus Hornberg stammende Schriftsteller und Diplomat Wilhelm Hausenstein (1882 bis 1957) verstand etwas von den lichtlosen Behausungen seiner Heimat. Und von dem „dunklen Grün der Tannen“, das „schwarz wie ein Trauerrand“ sei.

Das dürften die Römer ähnlich wahrgenommen haben. Sie gaben dem Mittelgebirge zwischen Basel und Pforzheim seinen Namen: „Silva nigra“ – schwarzer Wald. Man

kann es sich vorstellen: Über die Alpen kommend blickten sie aus der Höhe und Ferne über einen dunklen, undurchdringlichen und unheimlich wirkenden Urwald, der nur von Flüssen durchschnitten wurde. Dazu wilde Tiere und spärliche Besiedlung – ein vorzüglicher Schlupfwinkel für Banditen und somit kein sicherer Ort zum Verweilen.

Der Dramatiker Bertolt Brecht (1898 bis 1956) wiederum hatte wenig Berührungspunkte mit der Region und stellt in seinem Gedicht

„Vom armen B.B.“ klar: „Ich, Bertolt Brecht, bin aus den schwarzen Wäldern.“ Das war die klare Aussage eines Mannes, der sich trotz seiner Geburt in Augsburg nie als Bayer oder Schwabe gesehen hat. Bis ins Alter beantwortete Brecht die Frage nach seiner Herkunft mit der schlichten Auskunft: „Meine Eltern sind Schwarzwälder.“

Aber mal ehrlich – wie eine Liebeserklärung liest sich sein Gedicht über den Schwarzwald nicht: Da ist von der „Kälte der Wälder“ die Rede, von Sturm und nacktem Gestein. Eine Landschaft, in der die „schwarzen Wälder in den kalten Himmel hinein“ wachsen oder die „Wälder vor Kummer schreien“, zerstört „von Frost und Oststurm“.

König der Wassergeister

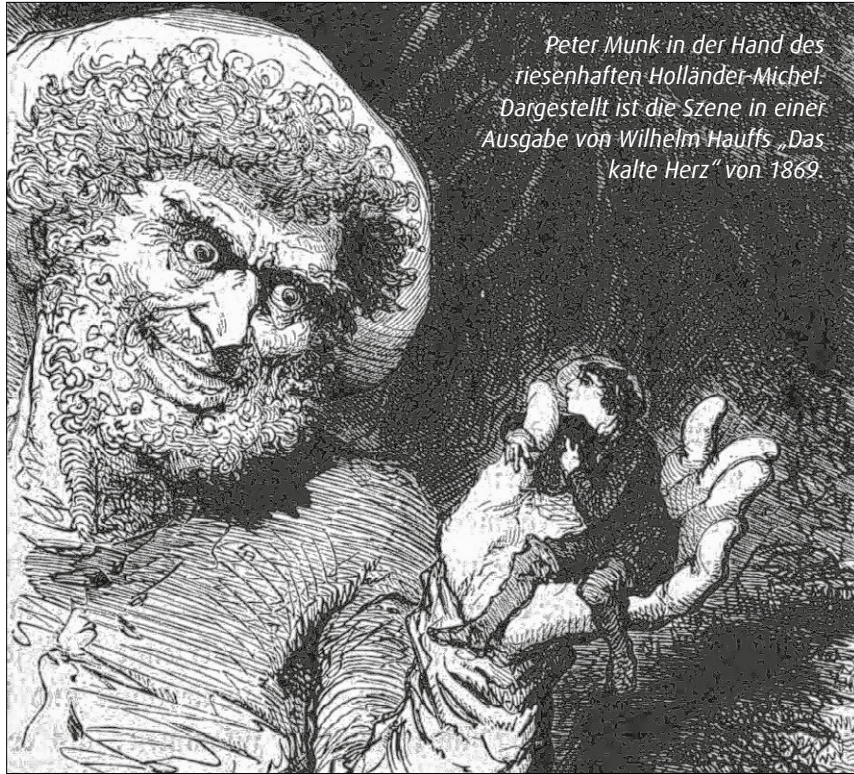
Diesem Bild des Dunklen und Unheimlichen begegnet man auch in Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausens „Simplicius Simplicissimus“ (1668). Simplicissimus lässt sich von alten Bauersleuten die Sagen und Geheimnisse des Mummelsees erzählen und steigt, neugierig geworden, durch die finsternen Wälder zum unergründlichen See hinauf, wo ihm der König der Wassergeister begegnet.

Auch die düstere Erzählung vom „kalten Herz“ behandelt ein altes



▲ Der sagenumwobene Mummelsee vor dem Hintergrund der düsteren, nebelverhangenen Berge und Täler des Schwarzwalds.

Foto: gem



Peter Munk in der Hand des riesenhaften Holländer-Michel. Dargestellt ist die Szene in einer Ausgabe von Wilhelm Hauffs „Das kalte Herz“ von 1869.

Schwarzwaldthema. Die entsprechende Szenerie erscheint dunkel, ein Schauplatz auf dem gespenstischen Tannenbühl, wo die „Bäume so dicht und so hoch standen, daß es am hellen Tag beinahe Nacht war“. Ein vorzüglicher Platz, um Geister und Dämonen zu vermuten. Die Menschen meiden die Gegend – so beschrieb der schwäbische Dichter Wilhelm Hauff die Atmosphäre.

Zu den Hauptfiguren seines 1827 entstandenen Märchens gehört der „Holländer-Michel“. Als Herr des Waldes fällt der riesenhaft wirkende Michel unermüdlich die ehrwürdigen Schwarzwaldtannen für den Verkauf und verführt andere zu einem Pakt mit dem Teufel: Ihr Herz im Austausch für Reichtum und gesellschaftliche Anerkennung. So stürzt er auch den jungen Köhler Peter Munk ins Verderben.

Kalter Stein in der Brust

Munk ist unglücklich, weil er in der Kohlenbrennerei für einen Hungerlohn schuftet. Also überlässt er als Ausweg aus größter Not sein Herz dem „Holländer-Michel“. Im Ergebnis wird Peter mit einem kalten Stein in der Brust selbst zum rücksichtslosen Ausbeuter – eine dunkle Gestalt also, die aber zum Schluss reumütig und geläutert ihr Herz vom „Holländer-Michel“ zurückerobert.

Ein Blick hinter diese schaurig-romantische Kulisse offenbart die Alltagsrealität vergangener Jahrhunderte. Diese drehte sich um den Broterwerb und war keine Erfindung von schwäbischen Dichtern. Immerhin erwies sich die Schwarzwaldnatur jahrhundertlang auch als wirtschaftliches Kapital, etwa für das

Waldgewerbe und die Flößer. Oder für Köhler wie Peter Munk, die das Holz der gefällten Bäume verschwelten, also trocken stark erhitzten, um so Holzkohle herzustellen.

Es gab wenig anderes zu tun im Schwarzwald. Landwirtschaft war kaum möglich, und so förderte die vielfältige Vermarktung des Exportguts Holz die bescheidene Konjunktur, vor allem im Kinzigtal. Reichtum oder zumindest ein gutes Auskommen gab es aber keineswegs für alle: Die folgenschweren Verfehlungen des jungen Köhlers Peter ergaben sich durchaus nicht aus jugendlichem Übermut, sondern aus nackter Verzweiflung.

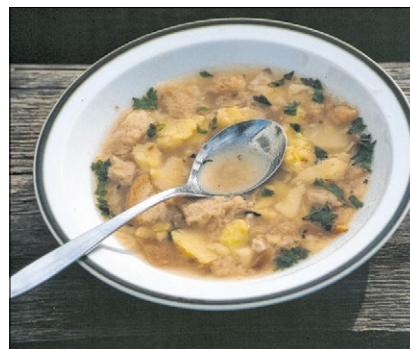
Auch der sagenumwobene „Holländer-Michel“ verrichtete die harte, gefährliche Arbeit eines Flößers. Seit knapp 700 Jahren ist die Flößerei für die Region urkundlich belegt: Die geschlagenen Bäume wurden als Flöße quasi auf natürlichem Wege über die Kinzig zum Rhein abtransportiert. Manche Stämme schafften es bis nach Amsterdam, wo die schönsten von ihnen, die sogenannten Holländer, beim Städte-, Hafen- und Schiffsbau begehrte waren.

Was war das für ein schweres und waghalsiges Handwerk! Die längsten Flöße waren um die 600 Meter lang und bestanden aus bis zu acht nebeneinander liegenden mächtigen Tannenstämmen. Dämonische Waldmenschen wie der „Holländer-Michel“ waren nicht nur fiktive Figuren, die gut in den finsternen Schwarzwald passen. Sie vermitteln zugleich etwas von der Härte des damaligen Alltags.

Die Lebensrealität auf den traditionellen Schwarzwaldhöfen war düster – buchstäblich finster. Manchem Schreiber eines Gruselromans



▲ Eine historische Küche aus dem Freilichtmuseum Gutach, wie sie in Schwarzwaldhäusern üblich war. Wände und Holzbalken waren oft rußgeschwärzt. Gekocht wurde hier meist karge Kost (unten): Mus und Brotsuppe. Fotos/Repro: Krauß (4), gem



hätte die Stimmung wahrscheinlich gefallen. Nicht nur waren viele Behausungen des Schwarzwalds lichtarm, sondern vor allem deren Küchen, was sich auch heute noch sinnlich erfahren lässt, wenn man beispielsweise dem Freilichtmuseum „Vogtsbauernhof“ in Gutach einen Besuch abstattet.

Dass sich in diesen Küchen Rauch und Ruß an Wänden und Möbeln zu einer teilweise mehrere Zentimeter dicken Schicht niedergeschlagen haben, hat seinen Grund: unzureichende Belüftung. Mag sein, dass eine solche „schwarze Küche“ oder „Rauchküche“ zunächst ein Erlebnis für die Sinne wäre, wenn man sie wieder in Betrieb nähme: die Herdflammen lodern und verbreiten reichlich Hitze, der Rauch steigt einem unangenehm-beißend in die Nase und in die Kleider, das Holz knistert und qualmt.

Allzu romantischen Vorstellungen darf man sich aber nicht hinge-

ben. Hier herrscht Dunkelheit vor, alles wirkt schmutzig, stickig und eben schwarz – eine rundum dunkle Angelegenheit. Vom gesundheitlichen Standpunkt aus betrachtet, verlangte die unerträgliche Hitze im Raum den Hausfrauen einiges ab. Der aufsteigende Rauch zog nicht auf geradem Weg über einen kontrollierten Rauchabzug nach draußen ab, sondern wurde offen an der Wand hoch durch einen Spalt in der Decke abgeleitet.

Gegen Augenleiden

Die Auswirkungen waren vor allem ein Problem der Hausfrau, denn gegessen wurde in der zugewärmten Küche nicht. Demzufolge ist auch zu vermuten, dass die immer wieder zitierte „Triefäugigkeit“ bei Frauen und die unzähligen Wallfahrtsstätten von Heiligen wie Odilie, Lucia oder Klara gegen Augenleiden mit dieser Problematik zusammenhängen.

Und doch hielten viele bäuerliche Schwarzwaldhaushalte lange Zeit ganz gern an diesen Küchen fest. Der aufsteigende Rauch hatte nämlich auch seine Vorteile. Durch den vom Herd aufsteigenden Küchenrauch wurden die Lebensmittel „kalt geräuchert“ und damit haltbar gemacht. Auch die Hausbalken wurden durch den Qualm konserviert und vor Ungeziefer geschützt.

Liest man solcherlei dunkle Geschichten, so erscheint der Schwarzwald tatsächlich als ein düsterer, ja schwarzer Wald. Wobei man durchaus ein wenig protestieren darf gegen eine allzu einseitige Wahrnehmung. Aller auch touristisch vermarkteten Folklore vom unheimlichen, undurchdringlichen Wald zum Trotz: Den Schwarzwald umgibt jede Menge historische Tiefe – und dazu gehört Helles ebenso wie Dunkles.

Irene Krauß

9 Und wie rannte ich jetzt vormittags aus der Schule! Ich wusste wohl, zu Hause traf ich das Lisei entweder bei meiner Mutter in der Küche, wo sie allerlei kleine Dienste für sie zu verrichten wusste, oder es saß auf der Bank im Garten, mit einem Buche oder mit einer Näharbeit in der Hand.

Und bald wusste ich sie auch in meinem Dienste zu beschäftigen; denn nachdem ich mich genügend in den inneren Zusammenhang der Sache eingeweiht glaubte, beabsichtigte ich nichts Geringeres, als nun auch meinerseits ein Marionetten-Theater einzurichten. Vorläufig begann ich mit dem Ausschneiden der Puppen, wobei Herr Tendler, nicht ohne eine gutmütige Schelmerei in seinen kleinen Augen, mir in der Wahl des Holzes und der Schnitzmesser mit Rat und Hülfe zur Hand ging; und bald ragte auch in der Tat eine mächtige Kasperle-Nase aus dem Holzblöckchen in die Welt.

Da aber andererseits der Nankinganzug des „Wurstl“ mir zu wenig interessant erschien, so musste indessen das Lisei aus „Fetzeln“, die wiederum der alte Gabriel hatte hergeben müssen, gold- und silberbesetzte Mäntel und Wämsen für Gott weiß welche andere künftige Puppen anfertigen. Mitunter trat auch der alte Heinrich mit seiner kurzen Pfeife aus der Werkstatt zu uns, ein Geselle meines Vaters, der, solange ich denken konnte, zur Familie gehörte; er nahm mir dann wohl das Messer aus der Hand und gab durch ein paar Schnitte dem Dinge hie und da den rechten Schick.

Aber schon wollte meiner Phantasie selbst der Tendlersche Haupt- und Prinzipalkasperl nicht mehr genügen; ich wollte noch ganz etwas anderes leisten; für den meinigen ersann ich noch drei weitere, nie da gewesene und höchst wirkungsvolle Gelenke, er sollte seitwärts mit dem Kinne wackeln, die Ohren hin- und herbewegen und die Unterlippe auf- und abklappen können; und er wäre auch jedenfalls ein ganz unerhörter Prachtkerl geworden, wenn er nur nicht schließlich über all' seinen Gelenken schon in der Geburt zugrunde gegangen wäre. Auch sollte leider weder der Pfalzgraf Siegfried noch irgendein anderer Held des Puppenspiels durch meine Hand zu einer fröhlichen Auferstehung gelangen.

Besser glückte es mir mit dem Bau einer unterirdischen Höhle, in der ich an kalten Tagen mit Lisei auf einem Bänkchen zusammensaß und ihr bei dem spärlichen Lichte, das durch eine oben angebrachte Fensterscheibe fiel, die Geschichten aus dem Weißeschen Kinderfreun-



Schon am nächsten Tag kann mit Hilfe von Pauls Vater der Kasperl repariert werden. Lisei und Paul verbringen von nun an jeden Nachmittag zusammen und freunden sich immer besser an. Paul besucht jede Vorstellung der Puppenspieler – eine Eintrittskarte braucht er jetzt nicht mehr.

de vorlas, die sie immer von Neuem hören konnte.

Meine Kameraden neckten mich wohl und schalten mich einen Mädchenknecht, weil ich, statt wie sonst mit ihnen, jetzt mit der Puppenspielertochter meine Zeit zubachte. Mich kümmerte das wenig; wusste ich doch, es redete nur der Neid aus ihnen, und wo es mir zu arg wurde, da brauchte ich denn auch einmal ganz wacker meine Fäuste.

Aber alles im Leben ist nur für eine Spanne Zeit. Die Tendlers hatten ihre Stücke durchgespielt; die Puppenbühne auf dem Schützenhofe wurde abgebrochen; sie rüsteten sich zum Weiterziehen.

Und so stand ich denn an einem stürmischen Oktobernachmittage draußen vor unserer Stadt auf dem hohen Heiderücken, sah bald traurig auf den breiten Sandweg, der nach Osten in die kahle Gegend hinausläuft, bald sehnsüchtig nach der Stadt zurück, die in Dunst und Nebel in der Niederung lag. Und da kam es herangetrabt, das kleine Wägelchen mit den zwei hohen Kisten darauf und dem munteren braunen Pferde in der Gabeldeichsel.

Herr Tendler saß jetzt vorn auf einem Brettchen, hinter ihm Lisei in dem neuen warmen Mäntelchen neben ihrer Mutter. – Ich hatte schon vor der Herberge von ihnen Abschied genommen; dann aber war ich vorausgelaufen, um sie alle noch einmal zu sehen und um Lisei, wozu ich von meinem Vater die Erlaubnis erhalten hatte, den Band von Weißens Kinderfreunde als Angedenken mitzugeben; auch

eine Tüte mit Kuchen hatte ich um einige ersparte Sonntags-Sechslinge für sie eingehandelt.

„Halt! Halt!“, rief ich jetzt und stürzte von meinem Heidehügel auf das Fuhrwerk zu. Herr Tendler zog die Zügel an, der Braune stand und ich reichte Lisei meine kleinen Geschenke in den Wagen, die sie neben sich auf den Stuhl legte. Als wir uns aber, ohne ein Wort zu sagen, an beiden Händen griffen, da brachen wir armen Kinder in ein lautes Weinen aus. Doch in demselben Augenblicke peitschte auch schon Herr Tendler auf sein Pferdchen. „Ade, mein Bub! Bleib brav, und dank aa no schön dei'm Vater und dei'm Mutter!“

„Ade! Ade!“, rief das Lisei; das Pferdchen zog an, das Glöckchen an seinem Halse bimmelte; ich fühlte die kleinen Hände aus den meinen gleiten, und fort fuhren sie, in die weite Welt hinaus.

Ich war wieder am Rande des Weges emporgestiegen und blickte unverwandt dem Wägelchen nach, wie es durch den stäubenden Sand dahinzog. Immer schwächer hörte ich das Gebimmel des Glöckchens; einmal noch sah ich ein weißes Tüchelchen um die Kisten flattern; dann allmählich verlor es sich mehr und mehr in den grauen Herbstnebeln.

Da fiel es plötzlich wie eine Todesangst mir auf das Herz: du siehst sie nimmer, nimmer wieder! „Lisei!“, schrie ich, „Lisei!“ Als aber dessen ungeachtet, vielleicht wegen einer Biegung der Landstraße, der nur noch im Nebel schwimmende Punkt jetzt völlig meinen Augen

entschwand, da rannte ich wie unsinnig auf dem Wege hinterdrein. Der Sturm riss mir die Mütze vom Kopfe, meine Stiefel füllten sich mit Sand; aber so weit ich laufen mochte, ich sah nichts anderes als die öde baumlose Gegend und den kalten grauen Himmel, der darüber stand.

Als ich endlich bei einbrechender Dunkelheit zu Hause wieder angelangt war, hatte ich ein Gefühl, als sei die ganze Stadt indessen ausgestorben. Es war eben der erste Abschied meines Lebens.

Wenn in den nun folgenden Jahren der Herbst wiederkehrte, wenn die Krammetsvögel durch die Gärten unserer Stadt flogen und drüben vor der Schneiderherberge die ersten gelben Blätter von den Lindenbäumen wehten, dann saß ich wohl manches Mal auf unserer Bank und dachte, ob nicht endlich einmal das Wägelchen mit dem braunen Pferde wie damals wieder die Straße heraufgebimmelt kommen würde. Aber ich wartete umsonst; das Lisei kam nicht wieder.

Es war um zwölf Jahre später. Ich hatte nach der Rechenmeisterschule, wie es damals manche Handwerkersöhne zu tun pflegten, auch noch die Quarta unserer Gelehrtenschule durchgemacht und war dann bei meinem Vater in die Lehre getreten. Auch diese Zeit, in der ich mich, außer meinem Handwerk, vielfach mit dem Lesen guter Bücher beschäftigte, war vorübergegangen.

Jetzt, nach dreijähriger Wanderschaft, befand ich mich in einer mitteldeutschen Stadt. Es war streng katholisch dort, und in dem Punkte verstanden sie keinen Spaß; wenn man vor ihren Prozessionen, die mit Gesang und Heiligenbildern durch die Straßen zogen, nicht selbst den Hut abnahm, so wurde er einem auch wohl heruntergeschlagen; sonst aber waren es gute Leute.

Die Frau Meisterin, bei der ich in Arbeit stand, war eine Witwe, deren Sohn gleich mir in der Fremde arbeitete, um die nach den Zunftgesetzen vorgeschriebenen Wanderjahre bei der späteren Bewerbung um das Meisterrecht nachweisen zu können.

► Fortsetzung folgt

Theodor Storm
Pole Poppenspähler
© Husum-Taschenbuch
ISBN:
978-3-88042-617-7

Foto: Adobe Stock.com





▲ Einige Figuren der Puppenkiste – im Bild von links: Herr Tur Tur, Jim Knopf, Lukas und Prinzessin Li-Si mit einer Freundin – erwachen in „Herzfaden“ zum Leben.

Mit Fäden und viel Herz

Roman erzählt die Geschichte der Puppenkiste

Jim Knopf und Lukas den Lokomotivführer, Urmel aus dem Eis oder auch Kater Mikesch aus der Augsburger Puppenkiste kennen und lieben große und kleine Kinder seit Generationen. Doch wie hat die Geschichte der Puppenkiste eigentlich begonnen?

Dieser Frage ist der Autor Thomas Hettche in seinem Roman „Herzfaden“ nachgegangen. Er verwebt Wirkliches mit Erfundenem. Der Roman ist somit „wie jeder Roman selbst ein Puppenspiel“, erläutert Hettche im Nachwort. Es ging

ihm um ein ebenso liebenswertes wie spannendes Porträt der Puppenschnitzerin Hannelore Marschall, genannt Hatü, „Mutter“ der Puppenkistenhelden.

Hatüs Vater, Walter Oehmichen, legte im Zweiten Weltkrieg den Grundstein, als er für seine kleinen Töchter ein Marionettentheater baute. Als dieses in der Augsburger Bombennacht 1944 zerstört wurde, baute Hatü es mit ihren Freundinnen wieder auf.

All dies schildert sie in der Rückschau einem jungen Mädchen. Dieses klettert nach einer Puppenkistenaufführung auf den Dachboden und begegnet dort nicht nur einigen zum Leben erwachten Marionetten, sondern auch dem Geist von Hannelore Marschall. Nach anfänglichem Gruseln siegt die Neugier, und das Mädchen lauscht der Lebensgeschichte der Puppenschnitzerin.

Von nun an wechselt die Druckfarbe zwischen Rot (Gegenwart) und Blau (Vergangenheit) hin und her. Dies kennt man aus der „Unendlichen Geschichte“ von Michael Ende, der ja der geistige Vater von Jim Knopf und Lukas ist. Ebenso wie bei Ende verfehlt das Stilmittel seine Wirkung nicht und hilft dabei, Zeiten und Lebenswelten als ineinander übergehend und zusammenhängend zu begreifen.

Beraten wurde Hettche unter anderem von Hannelores Sohn Klaus Marschall, dem heutigen Leiter der Puppenkiste, sowie von ihrer Schwester Ulla Döllgast. Herausgekommen ist ein herzerwärmendes Buch, das nicht nur den so beliebten Marionetten ein literarisches Denkmal setzt, sondern auch der Familie, die sie bis heute lebendig werden lässt.

Victoria Fels

Verlosung



Der Roman „Herzfaden“ von Thomas Hettche ist im Verlag Kiepenheuer & Witsch erschienen (ISBN 978-3-462-05256-5; 24 Euro). Wir verlosen zwei Exemplare. Schreiben Sie bis zum 4. November eine Postkarte an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Stichwort „Herzfaden“, Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg. Die Teilnahme ist auch per E-Mail an nachrichten@suv.de möglich. Viel Glück!

Roman-Wettbewerb

Mitentscheiden und gewinnen

Immer wenn ein neuer Fortsetzungsroman startet, erhalten wir viele Zuschriften und Anrufe von Leserinnen und Lesern, die uns mitteilen, ob ihnen der Roman gefällt. Manche finden das jeweilige Buch spannend, interessant oder lustig – andere wiederum langweilig oder uninteressant. Deshalb wollen wir diesmal unsere Leser selbst entscheiden lassen: Welcher Roman soll demnächst erscheinen? Es stehen drei Bücher zur Auswahl:

In „Wetterleuchten um Maria“ von Hans Ernst verliebt sich der junge Förster Adrian in Maria. Dramatische Ereignisse bahnen sich an, als er in Notwehr einen Wilderer erschießt – Marias Vater.

In der Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“ schildert Joseph von Eichendorff die Erlebnisse eines jungen

und naiv-sorglosen Musikers und Abenteurers, der einzig mit seiner Geige im Gepäck in die Welt zieht.

Im Heimatroman „Große Liebe im Gegenwind“ von Andrea Sommerer verliebt sich der Bauernsohn Toni in ein junges Mädchen aus der Stadt. Seine Eltern sind darüber nicht glücklich. Sie wünschen sich eine Schwiegertochter, die kräftig auf dem Hof anpackt.

Wer sich an der Auswahl beteiligen möchte, schickt eine Postkarte mit Name und Adresse sowie dem Titel des gewünschten Romans an: Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Henisiusstr. 1, 86152 Augsburg. Einsendeschluss ist der 3. November. Unter allen Einsendungen verlosen wir einen Hauptpreis von 200 Euro sowie fünf Kochbücher „Kochen mit dem Papst. Die Lieblingsrezepte von Franziskus“.

si



Weißkraut-Topf

Zutaten:

- 1 kg Kraut
- 2 Zwiebeln
- 6 EL Öl
- 500 g gemischtes Hackfleisch
- 1 Dose geschälte Tomaten mit Saft
- 1/2 l Brühe
- 1 EL Kümmel
- Salz, Pfeffer, Cayennepfeffer
- 1 Becher Schmand

Zubereitung:

Die Zwiebeln fein hacken und mit dem Hackfleisch in Öl anbraten. Das gehobelte Kraut, die Tomaten, die Gewürze und die Brühe dazugeben. Alles zugedeckt 15 Minuten köcheln lassen. Den Schmand unterrühren.

Zu dem pikanten Krauttopf schmeckt eine Scheibe Bauernbrot.

Guten Appetit!

Vielen Dank für dieses Rezept an unsere Leserin:
Anna Schertenleib, 95173 Schoenwald

Mitmachen und einschicken:

Sie erhalten 15 Euro für Ihr abgedrucktes Rezept. Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost, Kochredaktion, Postfach 11 19 20, 86044 Augsburg.



Foto: w. r. wagner/pixelio.de

Das Sonntagsrezept


Garten-Tipps

Bäume jetzt pflanzen

Auch jetzt im Herbst kann man noch Bäume und Sträucher pflanzen. Damit sie wurzeln können, muss allerdings die Bodenbeschaffenheit geeignet sein, erklären die Experten von der Zeitschrift „Mein schöner Garten“. Der Boden rund um das neu gepflanzte Gehölz sollte aus einem Gemisch aus Erde und Kompost oder aus gekaufter Pflanzenerde bestehen. Außerdem sollte man die Erde nach dem Pflanzen leicht antreten und anschließend ausreichend gießen. Anschließend kann man darauf Langzeitdünger oder Hornspäne geben. Zusätzliche Stabilität kann man dem Gehölz mit einem Pfahl bieten. *dpa*

Schädliche Abgase

Laubläser und -sauger können helfen, Flächen vom Herbstlaub zu befreien. „Wer mit einem Laubläser arbeitet, muss sich nicht bücken und kann schnell viel Laub bewegen“, gibt Marja Rottleb vom Naturschutzbund Deutschland zu. Abgesehen davon haben sie aus Sicht der Naturschützerin keine Vorteile – aber viele Nachteile: Geräte mit Benzinmotoren gelten als besonders leistungsstark, aber auch als gesundheitsschädigend. „Laubsauger haben keinen Katalysator. Man atmet neben dem aufgewirbelten Feinstaub also auch die Abgase aus dem Motor direkt ein“, sagt Philip Heldt von der Verbraucherzentrale Nordrhein-Westfalen. Und auch der Lärm ist nicht zu unterschätzen. „Mit einem Pegel zwischen 80 und 110 Dezibel ist der Motor so laut wie ein Presslufthammer oder eine Kettensäge.“ *dpa*

Laub – ein Geschenk

Experten zufolge sollte Laub keinesfalls nur als Abfall gesehen werden. „Falllaub ist ein nützliches, kostenfreies Geschenk der Natur. Das Laub sollte im Haus- und Kleingarten lieber sinnvoll genutzt werden, als es ungenutzt zu beseitigen“, rät Sandra von Rekowski vom Bundesverband Deutscher Gartenfreunde. So bietet es zum Beispiel Igeln und anderen kleinen Säugetieren, Insekten, Reptilien und Amphibien einen Unterschlupf für Herbst und Winter. „Ein Laubhaufen sollte in keinem Garten fehlen“, betont die Gartenexpertin. *dpa*



▲ Der Fieberklee hilft zwar nicht – wie sein Name vermuten ließe – gegen Fieber. Wegen seiner Bitterstoffe wird er aber bei Verdauungsbeschwerden und Appetitlosigkeit eingesetzt. *Foto: KNA*

Hübscher Klimabotschafter

Der Fieberklee soll 2020 auf die Bedeutung der Moore hinweisen

Als Klimabotschafter ist die Blume des Jahres 2020 gedacht: der Fieberklee. Obwohl in ganz Deutschland heimisch, ist er selten zu finden.

Eigentlich beruht sein Name auf einem Missverständnis: Der Bitterklee ist deshalb als „Fieberklee“ bekannt, weil Menschen irrtümlich annahmen, dass alle bitteren Pflanzen gegen Fieber wirken, berichtet Monika Gschneidner, Kustodin des Botanischen Gartens der Universität Ulm.

Blume des Jahres 2020 ist der Fieberklee (*Menyanthes trifoliata*) nach dem Willen der Hamburger Loki-Schmidt-Stiftung jedoch nicht wegen seiner medizinischen Wirkung, sondern um auf den dringend notwendigen Schutz der Moore aufmerksam zu machen und die Bedeutung dieses Lebensraums für Mensch und Natur hervorzuheben. Dies vor allem, weil die Moore „das Klima in erheblichem Maß beeinflussen“.

Gschneidner erklärt, dass eine fiebersenkende Wirkung nur bei einer einzigen bitteren Pflanze belegt

ist, nämlich der Chinarinde, die bei Malaria, dem „Sumpffieber“, angewandt wird. Fieberklee dagegen mit seinen Bitterstoffen und Triterpenen wird durchaus auch medizinisch, aber gegen Appetitlosigkeit und Verdauungsstörungen eingesetzt.

„Der Fieberklee wächst in Baden-Württemberg vor allem im Alpenvorland und im südlichen Schwarzwald, einzelne Vorkommen gibt es auf der östlichen Schwäbischen Alb“, erklärt die Botanikerin. Da er eine Sumpfpflanze ist, findet man den Fieberklee in Flachmooren, am Rande von Hochmooren, in Verlandungssümpfen und in sogenannten Schwingrasen.

Nur selten zu finden

Am schönsten ist Fieberklee im Frühling und Frühsommer, wenn er weiß blüht und vor allem Hummeln anlockt. Der Hobbybotaniker Thomas Meyer aus Günzburg, auf dessen Pflanzenbestimmungsseiten auch Wissenschaftler zugreifen, zeigt unter anderem Bilder des Fieberklees vom Hengeles Weiher bei Isny und aus Siebenbrunn und Mar-

gertshausen, beide im Raum Augsburg. Die Pflanze ist in Deutschland zwar „weit verbreitet, aber meist zerstreut bis selten zu finden“, erläutert Meyer.

Auf der Roten Liste wird der Fieberklee bundesweit in Stufe 3 – gefährdet – geführt. So wird er in Baden-Württemberg und den meisten Bundesländern eingestuft. Abweichend in Stufe 2 als „stark gefährdet“ führen ihn Hamburg und Niedersachsen. In Bayern dagegen gilt er als „nicht gefährdet“, ebenso wie in Mecklenburg-Vorpommern. Fieberklee gibt es weltweit nur in einer Art. Nachgewiesen ist er praktisch auf der gesamten Nordhalbkugel.

Bei der Loki-Schmidt-Stiftung heißt es: „Fieberklee ist ein Multitalent.“ Die mehrjährige Sumpfpflanze sei eine typische Art der Übergangsmoore. Sie bereite als Frühbesiedlerin in Verlandungszonen anderen Pflanzenarten den Weg. Sie sei nahezu perfekt an diese Lebensbedingungen angepasst, denn ihre hohlen Stängel und Blattstiele dienen dem Auftrieb und der Durchlüftung am Wasserstandort.

Susanne Müller

Fit und gesund bis ins hohe Alter

Altersforscher Sven Voelpel erklärt, auf welche sieben Faktoren es ankommt

Der Traum von ewiger Jugend ist so alt wie die Welt. Altersforscher Sven Voelpel (46), Wissenschaftler, Start-Up-Unternehmer und internationaler Bestsellerautor mit Wurzeln im Donaumoos bei Ingolstadt, ist diesem Traum auf der Spur. Auch wenn er natürlich kein ewiges Leben verspricht, so stellt er doch die These auf, dass jeder selbst viel dazu beitragen kann, bis ins hohe Alter fit zu bleiben. Wie das geht, erklärt er in seinem neuen Buch „Die Jungbrunnenformel – wie wir bis ins hohe Alter gesund bleiben“.

Herr Voelpel, Sie haben tatsächlich den Jungbrunnen entdeckt?

Nicht in dem Sinne, dass man daraus trinken kann und für alle Zeiten jung bleibt. Ich erforsche, wie sich Individuen über ihre Lebensphasen weiterentwickeln. Daraus habe ich eine Best-Practice erarbeitet, um jung zu bleiben. Altern ist letztlich Kopfsache. Meine Jungbrunnenformel besteht aus sieben Faktoren. Wer sein Leben danach richtet, hat gute Chancen, bis ins hohe Alter gesund zu bleiben und sich jung zu fühlen.



▲ Wissenschaftler Sven Voelpel hat den „Jungbrunnen“ entdeckt und darüber ein Buch geschrieben.

Foto: Hammerl

Buchtipps

Gesund bleiben bis ins hohe Alter

DIE JUNGBRUNNEN-FORMEL

Sven Voelpel
ISBN 978-3-499-00193-2,
Verlag Rowohlt Polaris, 16 Euro



Vital und fit bis ins hohe Alter: Autor Sven Voelpel erklärt, was man selbst für seine körperliche und geistige Gesundheit tun kann. Er

zeigt auf, wie man Zivilisationskrankheiten wie Herzinfarkt, Diabetes, Atemwegserkrankungen und Krebs effektiv vorbeugen kann und gibt praktische Tipps, wie man schon mit einfachen Mitteln das Wohlbefinden steigern und das Risiko zu erkranken deutlich vermindern kann. Denn: Wissen wirkt Wunder!

Welche sieben Faktoren sind das?

Die eigene innere Einstellung, Ernährung, Bewegung, Schlaf, Atmung, Entspannung und soziale Kontakte.

Das klingt nicht sonderlich spektakulär ...

Aber es funktioniert. Ich habe die Faktoren nicht nur als Wissenschaftler untersucht, sondern auch, um mich selbst zu optimieren, weil ich extrem viel arbeite, Wissenschaftler, Unternehmer und Autor bin, dazu Familie und Kinder habe, mit denen viel Zeit zu verbringen mir sehr wichtig ist. Ich weiß aus eigener Erfahrung, dass es das beste Anti-Aging ist, diese sieben Faktoren zu berücksichtigen.

Um es auf die Betriebswirtschaft zu übertragen: die Investition in Gesundheit und Leistungsfähigkeit ist ein 1:6-Investment. In Deutschland unterliegen wir der Negativhypothese „Alt = Abbau = Schlecht“. Es stimmt natürlich, dass es Dinge gibt, die abbauen. Gleichzeitig bauen sich mit dem Alter allerdings andere auf.

Was denn zum Beispiel?

Glück und Gelassenheit. Wir müssen nichts dafür tun, um glücklicher zu werden, wir werden es einfach mit dem Alter. Jedes zusätzliche Jahr ist ein gewonnenes Jahr.

Haben Sie als Altersforscher eigentlich Angst vor dem Altern?

Nein. Dabei gibt es zwei Aspekte. Erstens glaube ich daran, dass ich selbst mitbestimmen und so wesentlich jünger und fitter bleiben kann. Zweitens ist mein Vater das beste Beispiel dafür, er lebt nach meiner Jungbrunnenformel und ist mit seinen 75 Jahren wirklich sehr fit, geistig wie körperlich, hat zum Beispiel noch alle Zähne. Er isst übrigens täglich Kräuter.

Und was essen Sie?

Ich habe tatsächlich das Problem, dass ich momentan Gewicht verliere, weil ich so viel Gesundes esse. Durch vieles wie zum Beispiel Äpfel nimmt man ab. Essen Versuchspersonen identische Mahlzeiten, nur die eine Hälfte zusätzlich noch 50 Gramm Apfel, sind diejenigen, die Äpfel essen, danach leichter. Das liegt daran, dass die enthaltenen Stoffe – wie zum Beispiel Apfelsäure – die Darmflora positiv beeinflussen. Neben Äpfeln stehen auch Kräuter, Algen wie Chlorella und Spirulina, Beeren – inklusive Aroniabeeren –, Ingwer, Kurkuma und schwarzer Pfeffer auf meinem Speiseplan, dazu nehme ich eine Vitalstoffmischung aus circa 100 verschiedenen Super Foods einschließlich Probiotika ein. Das ist optimal für einen gesunden Darm.

Meine Leistungsfähigkeit steigt, obwohl ich älter werde, ebenso wie meine Intelligenz und die körperliche wie psychische Stabilität.

In Ihrem Alter sollte von einem Abbau auch noch nichts zu spüren sein ...

Die Erfahrung des Abbaus gehört zum Menschsein dazu. Er beginnt bei den meisten Menschen ab 40 Jahren, wenn sie nicht besonders auf sich achten. Damit sie das nicht so früh erfahren, versuche ich, Wissen über das Altern zu erarbeiten und zu verbreiten. Durch Krisen und Schwierigkeiten wächst man. Demut, Bescheidenheit und Weisheit steigen ebenfalls – und somit schließt sich der Kreis.

Welcher der sieben Faktoren ist denn aus Ihrer Sicht der Wichtigste?

Die Summe ist mehr als die einzelnen Teile. Am besten ist, sie alle zu leben. Grundsätzlich kann man jeden Faktor bis zu einem gewissen Grad durch andere kompensieren. Ernährung und Bewegung sind sicher zentrale Punkte, aber auch die sozialen Interaktionen dürfen nicht unterschätzt werden. Selbst wenn Sie dafür nichts Rotwein oder Ouzo trinken, ist das gut und wichtig.

Interview: Andrea Hammerl

Kurz vor dem Ziel, der Eroberung von Tunis, rafften Ruhr und Typhus ihn dahin:

Die Abbildung aus den „Grandes chroniques de France“ (15. Jahrhundert) zeigt den aufgebahrten französischen König Ludwig IX. Sein Bruder Karl von Anjou, der König von Sizilien, steht an seinem Totenbett.



VOR 750 Jahren

Mit Frömmigkeit zum Fiasko

Seinen Kreuzzug bezahlte Ludwig IX. mit dem Leben

Alles begann mit einer Schreckensnachricht aus Outremer, wie die Kreuzfahrer damals den Nahen Osten nannten: 1244 eroberte ein muslimisches Heer Jerusalem und richtete ein Massaker an. Dies war der Auslöser für zwei neue Kreuzzüge, angeführt von einer der berühmtesten Herrergestalten des Mittelalters, dem französischen König Ludwig IX.

Das Ziel von Ludwigs erstem Feldzug 1248 bis 1250 – dem Sechsten Kreuzzug – war aber nicht Palästina, sondern das gegnerische Machtzentrum selbst: Ägypten. Mit 10 000 Kreuzfahrern eroberte er Damiette in der Nilmündung und marschierte südwärts auf Kairo. Am Ende wurde fast das gesamte Ritterheer durch Gefechte und Seuchen vernichtet. Ludwig selbst kam nur durch ein hohes Lösegeld aus der Gefangenschaft frei.

In Ägypten wurde die Ayyubiden-Dynastie durch weit gefährlichere Machthaber abgelöst: die Elitekrieger der Mamelucken, die 1260 sogar die gefürchteten Mongolen besiegten. Unter Sultan Baibars I. gingen die Mamelucken ab 1265 zur systematischen Eroberung der Kreuzritterfestungen in Outremer über.

In Abstimmung mit Papst Clemens IV., vormals Berater an seinem Hof, rief Ludwig IX. am 25. März 1267 zu einem neuen (siebten) Kreuzzug auf. Sein Bruder Karl I. von Anjou, König von Sizilien, war ebenso mit von der Partie wie Jakob I. von Aragón und Edward I. Longshanks von England. Unter Ludwigs Banner versammelten sich mehr als 10 000 Kreuzfahrer. Erstmals ließ er auch eine eigene Flotte bauen, daher sein Ruf als Begründer der fran-

zösischen Marine. Am 17. Juli landete das Heer völlig überraschend in Tunis, nahe dem antiken Karthago.

Offenbar hatte es Ludwig auf schnelle Eroberungen im Rücken der Mamelucken abgesehen, um dann erneut Ägypten anzugreifen. Er hoffte auf eine Christianisierung jener nordafrikanischen Gebiete (angeblich war der Kalif von Tunis zum Konfessionswechsel bereit), hielt sich aber die Alternative offen, sie gegen Territorien in Palästina einzutauschen.

Wie bereits im vorherigen Kreuzzug brachen in Ludwigs Feldlager Typhus und Ruhr aus. Erst starb Ludwigs Sohn Johann Tristan, dann rafften die Seuchen am 25. August 1270 den König selbst dahin. „Wir werden einziehen nach Jerusalem“, waren laut Legende die letzten Worte Ludwigs IX. Da auch sein Sohn und Thronfolger Philipp III. erkrankte, übernahm Karl von Anjou die Verhandlungen mit dem Kalifen von Tunis, Abu Abdallah Muhammad I. al-Mustansir.

Im Friedensvertrag vom 30. Oktober 1270 willigte der Kalif ein, christliche Priester und Mönche in seinem Reich zu dulden. Er garantierte Handelsfreiheit und sagte gewaltige Tributzahlungen in Gold zu. Im Gegenzug segelten die Kreuzritter nach Sizilien zurück. Pläne, mit den Truppen nun doch noch Outremer zu Hilfe zu kommen, wurden Mitte November 1270 durch einen Orkan zunichte gemacht, dem zahlreiche Schiffe zum Opfer fielen.

Ludwigs Traum von der Rückeroberung des Heiligen Landes war endgültig gestorben. Bald nach seinem Tod beauftragte Papst Gregor X. für den König ein Kanonisierungsverfahren. 1297 wurde Ludwig IX. heiliggesprochen.

Michael Schmid

Historisches & Namen der Woche

24. Oktober

Antonius Maria Claret

Die Kathedrale Notre-Dame von Chartres (Foto unten), das „Urbild“ der hochgotischen Kathedrale, wurde vor 760 Jahren geweiht. Während die Portalfiguren vieler Kirchen im Bildersturm der Hugenotten oder der Französischen Revolution untergingen, ist Notre-Dame von Chartres nie zerstört worden. Die Kathedrale zählt zum Unesco-Weltkulturerbe.

25. Oktober

Krispin und Krispinian, Tabea

Zweieinhalb Jahre alt war Sadako Sasaki beim Atombombenabwurf auf Hiroshima 1945. Mit zwölf erkrankte sie als Spätfolge an Leukämie. Einer alten Legende folgend, faltete das Mädchen über 1000 Origami-Kraniche – so sollten ihr die Götter einen Wunsch erfüllen. Sadako starb 1955. Sie wurde zum bekanntesten Atombombenopfer und die Kraniche zum Symbol der internationalen Friedensbewegung.



26. Oktober

Amandus, Demetrius



Gilles de Rais war gefeierter Heerführer und Kampfgefährte der Jeanne d'Arc, doch er barg ein dunkles Geheimnis: Der französische Adelige ließ Kinder entführen, vergewaltigte sie unter Folter in seinen Schlössern und tötete sie auf brutale Weise. Nach einem Gerichtsprozess wurde de Rais vor 580 Jahren hingerichtet. Der Serienmörder gilt als Vorbild für das Märchen von „Ritter Blaubart“.

27. Oktober

Wolfgang von Augsburg

Robert Victor Neher wollte Gasballons abdichten. Weil das mit den marktüblichen Alufolienbögen schlecht ging, reichten er und zwei Kollegen 1910 ein Patent zur Herstellung von Aluminium-Endlosbändern ein. Damit konnte Alufolie als Verpackung für Lebensmittel rationeller hergestellt werden.

28. Oktober

Simon und Judas Thaddäus

Der bislang schlimmste U-Bahn-Unfall weltweit ereignete sich vor 25 Jahren in der aserbaidjanischen Hauptstadt Baku. Wegen eines technischen Defekts brannte ein vollbesetzter Zug in einem Tunnel aus. Dabei verbrannten oder erstickten 289 Menschen, weitere 269 wurden verletzt.

29. Oktober

Ermelinde, Berengar

„Der Golem, wie er in die Welt kam“ ist eine Meisterleistung des deutschen Stummfilms. Jener Golem wurde zum Urbild zahlreicher Filmmonster. Vor 100 Jahren wurde das fantastische Epos von und mit Paul Wegener im Berliner Ufa-Palast uraufgeführt.

30. Oktober

Dieter, Alfons Rodríguez

Die Dresdner Frauenkirche, einst das größte lutherische Gotteshaus in Deutschland, wurde 2005 nach langwierigem und aufwendigem Wiederaufbau geweiht. Im Zweiten Weltkrieg war sie durch Luftangriffe zerstört worden. In der DDR verfiel die Ruine.

Zusammengestellt von Lydia Schwab

Die Geschichte der Kathedrale Notre-Dame von Chartres reicht bis ins vierte Jahrhundert. Die Kirche birgt zudem eine der wichtigsten Reliquien des Abendlands: die „Tunika der heiligen Jungfrau“.



SAMSTAG 24.10.

▼ Fernsehen

18.45 MDR: **Glaubwürdig.** Michael Bartsch entdeckte seine Liebe zum Schreiben und gründete eine Bürgerrechtszeitung.

▼ Radio

10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** „Nach bestem Wissen und Gewissen.“ Was heißt das? Josef Epp, Klinikseelsorger.

11.05 DLF: **Gesichter Europas.** Weltretter in Europa. Die Vereinten Nationen in der Schweiz. Von Marc Engelhardt.

SONNTAG 25.10.

▼ Fernsehen

9.00 ZDF: **Sonntags.** Lügen haben kurze Beine. Magazin.

10.00 BR: **Katholischer Gottesdienst** zum Sonntag der Weltmission aus der Pfarrei Herz Jesu in Teublitz. Zelebrant: Pfarrer Michael Hirmer.

17.30 ARD: **Echtes Leben.** Die Polizei – Helden oder Deppen der Nation?

▼ Radio

7.05 DLF: **Feiertag.** Auf der Suche nach dem inneren Gold. Das Geschenk des Älterwerdens. Pater Norbert Cuypers SVD.

10.05 DLF: **Katholischer Gottesdienst** aus der Pfarrkirche St. Laurentius in Bad Neuenahr-Ahrweiler. Zelebrant: Pfarrer Jörg Meyrer.

20.00 Horeb: **Standpunkt.** Vorbilder und Heilige. Manfred Lütz, Autor.

MONTAG 26.10.

▼ Fernsehen

19.40 Arte: **Gefangen an Bord.** Seeleute in der Corona-Krise. Reportage.

21.50 BibelTV: **Das Gespräch.** Wenn der Krebs immer wiederkommt.

▼ Radio

6.20 DKultur: **Wort zum Tage.** Rainer Dvorak, Würzburg (kath.). Täglich bis einschließlich Samstag, 31. Oktober.

22.03 DKultur: **Kriminalhörspiel.** Außer Kontrolle. Nach dem Roman von Volker Heise. Bearbeitung und Regie: Judith Lorentz.

DIENSTAG 27.10.

▼ Fernsehen

20.15 ZDF: **Wir Deutschen und die großen Crashes:** Deutschlands Wirtschaft geriet schon mehrmals in den Sog von Krisen.

22.15 ZDF: **37 Grad.** Schatten im Gleis. Wenn Lokführer sich schuldig fühlen. Reportage.

▼ Radio

10.00 Horeb: **Lebenshilfe.** Das Kreuz Jesu: von der Krankheit zur Heilung. Dr. Ute Horn, Autorin.

22.05 DLF: **Musikszene.** Tod an der Orgel. 150 Jahre Louis Vierne. Von Maria Gnann.

MITTWOCH 28.10.

▼ Fernsehen

19.00 BR: **Stationen.** Bar statt Altar. Alte Kirchen werden neu genutzt.

21.45 HR: **Grenzenlose Ganovenjagd.** Reportage über den Alltag der Polizei an der deutsch-niederländischen Grenze.

▼ Radio

20.03 DKultur: **Konzert.** Aus dem Konzerthaus von Danmarks Radio. Werke von Sergej Prokofjew, Gustav Mahler u.a.

21.05 DLF: **Querköpfe.** Der Journalist und Künstler Michel Abdollahi. Fragen nach der deutschen Realität.

DONNERSTAG 29.10.

▼ Fernsehen

20.15 ZDF: **Matze, Kebap und Sauerkraut.** Zwei Freunde – der eine Jude, der andere Muslim – verlieben sich in die selbe Frau: eine Christin. Komödie.

▼ Radio

19.30 DKultur: **Weltzeit.** USA vor der Wahl. Die Schwächen des Gesundheitssystems. Von Katja Ridderbusch.

20.30 Horeb: **Credo.** Liturgie fürs Leben. Pfarrer Ulrich Lindl.

FREITAG 30.10.

▼ Fernsehen

12.00 3sat: **Allerheiligen mit Christian Stückl.** Der Leiter der Passionsspiele in Oberammergau über den „Tod“ als Theaterfigur.

▼ Radio

13.05 DKultur: **Länderreport.** Ende gut, alles gut? Der Flughafen Berlin-Brandenburg geht an den Start. Magazin.

17.35 DLF: **Kultur heute.** Berichte, Meinungen, Rezensionen.

☞: Videotext mit Untertiteln

Für Sie ausgewählt



Ein Mönch predigt gegen den Papst

Deutschland 1505: Während eines Unwetters entrinnt der junge Martin Luther nur knapp dem Tod. Aus Dankbarkeit Gott gegenüber gibt er sein Studium der Rechtswissenschaften auf und wird gegen den Willen seines Vaters Mönch im Erfurter Augustinerkloster. In dem Historienfilm „Luther“ (3sat, 30.10., 20.15 Uhr) erweist sich der Reformator (Ralph Fiennes, rechts) bald als ein eigenwilliger und kritischer Geist. In mitreißenden Predigten prangert Luther den Ablasshandel der Kirche an. Auch sein väterlicher Freund und Mentor Johan von Staupitz (Bruno Ganz), der ihn vor dem Zorn des Papstes warnt, kann ihn in seinem Eifer nicht bremsen. *Foto: ZDF/ARD Degeto*



Soleil und die Ignoranz der Ärzte

Das Risiko, während der Schwangerschaft oder Geburt zu sterben, ist in den USA für Afroamerikanerinnen rund viermal so hoch wie für weiße Frauen. In den Südstaaten ist es noch schlimmer. Die Dokumentation „Mama ist im Himmel. Amerikas verlorene Mütter“ (3sat, 29.10., 23.10 Uhr) macht sich mit Hebammen und Ärzten auf den Weg und geht der Statistik zur Müttersterblichkeit auf den Grund. Die Mutter der zweijährigen Soleil ist wenige Wochen nach der Geburt ihrer Tochter gestorben. Die Ärzte hatten die Beschwerden der jungen Schwarzen nach der Entbindung nicht ernst genommen – bis sie ins Koma fiel.

Künstliche Intelligenz für Unsterblichkeit

Im Jahr 2047 hat der Informatiker Linus (Friedrich Mücke) ein Programm entwickelt, das Tote digital ewig leben lässt. In dem Zukunftsthiller „Exit“ (ARD, 28.10., 20.15 Uhr) speichert das Programm digitale Kopien geliebter Menschen und macht so etwa Videotelefonate mit Verstorbenen möglich. Nun steht Linus' Start-up kurz vor seinem wichtigsten Vertragsabschluss: Ein japanischer Investor möchte „Infinitalk“ kaufen. Doch dann macht Kollegin Luca (Laura de Boer) wegen ethischer Bedenken einen Rückzieher und versucht, ihren Ex-Freund Linus auf ihre Seite zu ziehen. *Foto: SWR*

Senderinfo

katholisch1.tv

im Internet www.katholisch1.tv,
Satellit Astra: augsburg tv (Senderkennung „a.tv“), sonntags 18.30 Uhr; TV Allgäu (Senderkennung „Ulm-Allgäu“), sonntags 19.30 Uhr.

Radio Horeb

im Internet www.horeb.org; über Kabel analog (UKW): Augsburg 106,45 MHz; über DAB+ sowie Satellit Astra, digital: 12,604 GHz.

Ihr Gewinn



Ökologischer Frostwächter

FireFly heißt der dekorative Kerzen-Frostwächter aus Terracotta. Eine speziell entwickelte Kerze aus Biomasse reicht als Wärmequelle aus, um kleine Gewächshäuser und Frühbeete frostfrei zu halten. Energiekosten werden durch umweltfreundliches Beheizen gespart.

Zusätzlich hat der pilzförmige Deckel zweierlei Nutzen; Er speichert die aufgenommene Wärme und kann aufgrund seiner glasierten Schale mit verschiedensten Duftölen befüllt werden. Somit eignet sich FireFly auch als schöner Blickfang auf Balkon und Terrasse. Weitere Infos unter www.biogreen.world.

Wir verlosen zwei Firefly mit je fünf Kerzen. Wer gewinnen will, schicke eine Postkarte oder E-Mail mit dem Lösungswort des Kreuzworträtsels und seiner Adresse an:

Katholische Sonntagszeitung bzw. Neue Bildpost
 Rätselredaktion
 Henisiusstraße 1
 86152 Augsburg
 E-Mail: redaktion@suv.de

Einsendeschluss: 28. Oktober

Über das Hörspiel „Monika Häuschen“ aus Heft Nr. 41 freuen sich:

Margaret Zeller,
 87737 Boos,
Edgar Albersdörfer,
 92676 Eschenbach,
Rita Nickl,
 95469 Speichersdorf.

Herzlichen Glückwunsch!
 Die Gewinner aus Heft Nr. 42 geben wir in der nächsten Ausgabe bekannt.

ver-dächtig, merk-würdig	▽	▽	Besu-cher (Mz.)	▽	Adels-schicht im alten Peru	▽	Fest	US-Bundes-polizei (Abk.)	Metall-gemisch	▽	Fremd-wortteil: selbst	Gegner von alters her
Sitz-gelegen-heiten	▷				7		Faser-rest	▷	▽			▽
rausch-hafte Ver-zückung			alken-artiger See-vogel		Zentral-asiat (China)	▷						
	▷		▽				japan. Brett-spiel	▷		1	persi-scher Königs-name	
Vorname der Lemper	▷						franz. Name der Maas				Insel vor Marseille	▷
	▷											
fein zer-klein-erte Speise		Säu-gie-tier-or-dnung	König der Elfen								dt. TV-Mode-rator (Hans)	
Bedräng-nis	▷	▽	▽		4							
	▷											5
Besitz, Eigen-tum			populär	▽	Winter-sport-gerät		Zigarren-sorte	▽				Vorname der Bullock
schwedi-scher Männer-name	▷		▽		Gebirgs-senke	▷			kleinste Teile der Wortbe-deutung			Wett-kampf-klassen
herbe Limo-nade	▷						6	Kapitän beim Eis-schießen		Zeichen in Psalmen		
	▷		heftiger Unwille		bildende Künst-lerin	▷						
deutsche Vorsilbe		Frage-wort	▷						Kfz-Z. Lands-berg/ Lech		Initialen Daim-lers	▷
Dieb-stahl mit Gewalt	▷				Kapital-bringer, Investor	▷						2
deutsche Vorsilbe	▷			abfluss-loser Salzsee in Asien	▷				spani-scher Artikel	▷		



1	2	3	4	5	6	7
---	---	---	---	---	---	---

Lösung aus den Buchstaben 1 bis 7:
Grabschmuck an Allerheiligen
 Auflösung aus Heft 42: **BODENFROST**

B	S	S	P	A	D	
P	A	R	T	N	E	R
L	E	N	A	R	B	E
S	P	A	N	N	E	S
A	A	K				T
S						O
F	A	S	E			B
R	A	P				B
B	U	H				A
A	P	U	G			T
K	N	O	S	P	E	Z
S	C	H	I	R	I	S
D	A	T	U	M		R
U	H		A	B	F	A
R	A	R	I	T	A	E



„Na und?! Bei deinen Bildern weiß ich auch nie, was es ist!“

Illustrationen: Deike/Jakoby

Erzählung

Die Sache mit dem Spitznamen

Die „Meineid-Bäuerin“ – wie kommt man nur an einen solchen Spitznamen? Diese Frage stellten sich Max und Connie, seit sie aus Hamburg in das Dorf in der Nordheide umgezogen waren. Sie hatten schnell Fuß gefasst, sich allen Vereinen angeschlossen und bald auch von den Gerüchten erfahren, die ein Dorfleben prägen.

Am Abend des Schützenfests war es dann doch so weit. Hinnerk Voigt, der alte Bürgermeister, zog die beiden Neubürger in eine Ecke, näher zu sich, und begann mit verschwörerischem Ton zu erzählen, wie Nele zu ihrem Spitznamen die „Meineid-Bäuerin“ gekommen war. „Da musste man ja aufpassen, dass es nicht zur üblen Nachrede kam. Also hört gut zu!“, sagte er.

„Das ganze Drama hat sich im Hamburger Rathaus zugetragen. Es bot den angemessenen Rahmen für den Empfang einer hochrangigen französischen Delegation aus Paris. Der einzige, der noch fehlte, war der Hamburger Chef-Dolmetscher. Die Verkehrstaus an der Elbe können sich durchaus mit denen an der Seine messen. Für solche Fälle verfügte man im Senat aber über weitere Sprachmittler.

Eine von ihnen war Nele, die vor kurzer Zeit in Montpellier ihre Sprachprüfungen erfolgreich absolviert hatte. Als nun der Chefdele-



gierte, der Graf de Lussac, leicht ungeduldig zum Mikro griff, reichte der Hamburger Protokollchef Nele ein anderes. Die Deern von der Watterkant hatte keine Probleme mit dem Übersetzen.

Doch dann passierte das Unvorstellbare. Dem Grafen unterlief in seiner Rede ein Versprecher in seiner Muttersprache. Aus dem Mikro erklang exakt das Gegenteil von dem, was er eigentlich hatte sagen wollen und auch nur gedurft hätte. Alle Anwesenden, die ihr Schulfranzösisch nicht ganz vergessen hatten, machten überraschte Gesichter. Denn Monsieur de Lussac war der für Frankreich hochbrisante Satz unterlaufen:

„Wir werden dem Projekt einer europäischen Verteidigung beitreten.“ Das winzige Wörtchen ‚nicht‘ hatte er versehentlich ausgelassen.

Dieser Fehler nach Paris gefunkt hätte die sofortige Zurruehesetzung des Grafen zur Folge gehabt. Das war auch Nele klar. Was tun? Da gab es den Eid, an den alle Dolmetscher gebunden sind ... Doch ihr Gefühl für Fairness war stärker. Sie übersetzte den Satz so, wie der hohe Gast ihn ganz sicher hatte verkünden wollen: ‚Frankreich wird dem Projekt einer europäischen Verteidigung nicht beitreten.‘ Gleich nach dem Ende der übrigen Reden überhäuften die Französisch sprechenden Senatsver-

treter die junge Dolmetscherin mit Vorwürfen. ‚Sie haben eine Chance für unsere weltoffene Hansestadt verschenkt.‘

Der Graf bewahrte mühsam seine Fassung, als Nele ihn über seinen Versprecher aufklärte. Er dankte ihr kurz und verschwand bald. Aber einer seiner Adjutanten übermittelte ihr eine persönliche Einladung zum Frühstück mit Monsieur de Lussac am nächsten Tag. Die große Überraschung kam im Spätsommer: Der Graf lud Nele mit ihrem Verlobten auf sein burgundisches Landgut ein. Das war sein stilvoller Dank. Und diese Einladung wiederholte er viele Jahre, obwohl er den diplomatischen Dienst bald verlassen hatte.

Nele, die mit ihrer Familie bei uns ihren Bauernhof bewirtschaftet, kann im Alltag nur noch mit den Charollais-Rindern französisch parlieren, die ihr Mann heute erfolgreich züchtet. Und die Sache mit dem Meineid? Im Dorf herrscht der gesunde Menschenverstand. Für uns zählte nur eins. Nele hatte einen Menschen aus einer Notlage gerettet. Hilfsbereitschaft wird bei uns schon immer großgeschrieben. Der Meineid hat tatsächlich stattgefunden – aber aus einem anderen Anlass“, schloss der Bürgermeister.

Beim Gutenacht-Kuss sagte Connie zu ihrem Max: „Jetzt sind wir wirklich in unserem Dorf angekommen.“ *Text: Peter Tamme; Foto: gem*

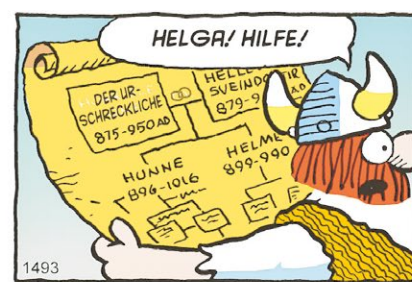
Sudoku

		7	3			9		
5	7	1				4	3	8
9	3	2	5	8		1	6	7
	1		3	4	8	2		6
2	4			9	7			
3	8	6	1		5		9	4
1		4	8		6			
	5	3	2	7		6		
2	7		1					9

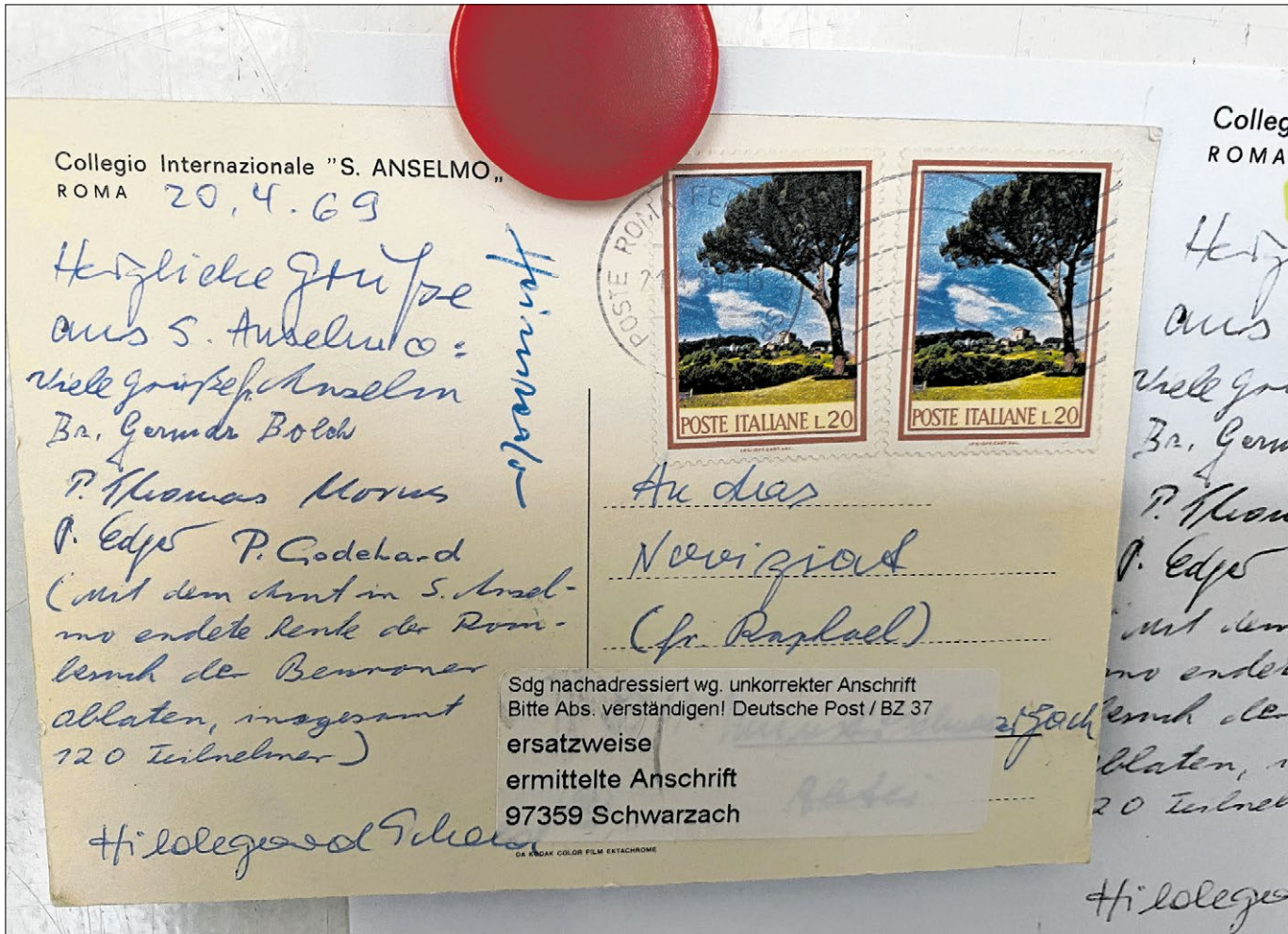
Die Zahlen von 1 bis 9 sind so einzutragen, dass sich jede dieser neun Zahlen nur einmal in einem Neunerblock, nur einmal auf der Horizontalen und nur einmal auf der Vertikalen befindet.

Oben: Lösung von Heft Nummer 42.

	1		2	9	3			
	6					3		4
	5				1	9	8	
4		5				6	2	
1		9		4			7	
			1	7	5		9	
6	4	3	7					
			5		6			8
	2					7	3	6



Hingesehen



Post aus Rom kann dauern: Diese Erfahrung hat gerade die Benediktinerabtei Münsterschwarzach in Unterfranken gemacht. Eine Postkarte aus Sant'Anselmo, dem internationalen Studienhaus des Ordens, brauchte mehr als 51 Jahre, um an ihr Ziel zu gelangen. Die Grüße wurden demnach in Rom am 20. April 1969 aufgegeben. Vor kurzem kamen sie an. Als Grund nennt die Post eine unkorrekte Anschrift. Auf der Postkarte ist noch die alte Postleitzahl angegeben: West-8711. Nach der Wiedervereinigung wurde daraus 97359. Wo die mit zwei 20-Lire-Marken frankierte Postkarte an das Noviziat in Münsterschwarzach genau feststeckte, weiß man in der Abtei nicht. Von den aus Sant'Anselmo grüßenden Mönchen aus dem Jahr 1969 sind auch nicht mehr alle im Kloster. KNA

Wirklich wahr

Der Autor Michael Sommer will nach Klassikern der Weltliteratur nun auch die Bibel mit Playmobilfiguren in Youtube-Videos nachspielen. Sommer wolle so das „Buch der Bücher“ innerhalb eines Jahres vollständig „verplaymobilisieren“, teilte das Gemeinschaftswerk der Evangelischen Publizistik (GEP) in Frankfurt/Main mit.

Die Aktion steht unter dem Titel „Die Bibel to go“.

Sommer will die einzelnen Bücher der Bibel in 66 Videos zusammenfassen, die jeweils etwa zehn Minuten lang sein sollen.

Den Anfang macht das Buch Genesis aus dem Alten Testament, in dem die Schöpfungsgeschichte erzählt wird (im Bild Adam und Eva). Die Videos werden jeweils montags auf dem Youtube-Kanal „Sommers Weltliteratur to go“ veröffentlicht. KNA



Zahl der Woche

675 000

von 3,2 Millionen Kita-Kindern in Deutschland leben in Familien, in denen vorrangig nicht Deutsch gesprochen wird (Stand März 2019). Dies geht aus einer Antwort des Bundesfamilienministeriums auf eine Anfrage der FDP-Bundestagsfraktion hervor. Das ist etwa jedes fünfte Kind (rund 21 Prozent). Der Wert im vergangenen Jahr sei im Vergleich zu 2017 (18,7 Prozent) und 2018 (19,4 Prozent) gestiegen.

Die stellvertretende FDP-Fraktionsvorsitzende Katja Suding forderte mehr Mittel für eine bessere Sprachförderung. Das Programm „Sprach-Kitas“ sei ein wichtiger Baustein, doch die dafür zur Verfügung gestellten Gelder seien unzureichend. Bundesweit sei etwa jede zehnte Kita eine Sprach-Kita. Die Mittel des Bundesprogramms müssten ab 2021 deutlich aufgestockt werden. Sprache entscheide, welche Chancen ein Kind im Leben hat, betonte Suding. epd

Impressum

Neue Bildpost
gegründet: 1952

Verlagsanschrift:
Sankt Ulrich Verlag GmbH,
Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
Telefon: 08 21/5 02 42-0

Geschäftsführer:
Johann Buchart

Herausgeber:
Sankt Ulrich Verlag GmbH

Redaktion

Chefredakteur: Johannes Müller
Chef vom Dienst: Thorsten Fels

Redaktion: Dr. Peter Paul Bornhausen, Victoria Fels, Ulrich Schwab, Simone Sitta
Redaktionelle Zuschriften:
Neue Bildpost, Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg,
Fax: 08 21/5 02 42-81
E-Mail: leser@bildpost.de
Homepage: www.bildpost.de

Nachrichten: Katholische Nachrichtenagentur (KNA), Evangelischer Pressedienst (epd), Deutsche Presse-Agentur (dpa), eigene Korrespondenten.

Der Verlag haftet nicht für unverlangt eingesandte Manuskripte, Fotos und Ähnliches. Die Zeitung und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt.

Mediaberatung

Astrid Sauerwein (verantwortlich für den Anzeigenteil),
Telefon: 08 21/5 02 42-25
Telefax: 08 21/5 02 42-83

Postfach 11 19 20,
86044 Augsburg
E-Mail: anzeigen@bildpost.de

Gültig ist zurzeit die Anzeigenpreisliste Nr. 36 vom 1. 1. 2019.

Mediendesign und Marketing:
Cornelia Harreiß-Kraft
Telefon: 08 21/5 02 42-39

Druck und Repro:
Presse-Druck- und Verlags-GmbH
Curt-Frenzel-Straße 2
86167 Augsburg



Leserservice und Vertrieb

Neue Bildpost,
Abonnenten-Service,
Postfach 11 19 20
86044 Augsburg
Tel.: 08 21/5 02 42-13 oder
08 21/5 02 42-53
Fax: 08 21/5 02 42-80
E-Mail: vertrieb@suv.de

Bezugspreise:
Einzelverkaufspreis 1,90 Euro, bei Postzustellung Heftpreis 1,90 Euro (inkl. Zustellgebühr und MwSt.), Österreich: 1,90 Euro, übriges Ausland: 2,45 Euro, Luftpost 2,95 Euro.

Bestellungen direkt beim Abonnenten-Service. Abbestellungen nur schriftlich an den Abonnenten-Service; Kündigungsfrist lt. vertraglicher Vereinbarung bzw. nach Ablauf der Verpflichtungszeit sechs Wochen vor Quartalsende.

Im Falle höherer Gewalt und bei Arbeitskämpfen besteht kein Belieferungs- oder Entschädigungsanspruch.

Wieder was gelernt

1. Die Playmobil-Figuren sind ein Produkt aus ...

- A. Amerika
- B. Belgien
- C. China
- D. Deutschland

2. Welche Playmobil-Figur sorgte 2017 für Furore?

- A. Papst Franziskus
- B. Martin Luther
- C. Donald Trump
- D. Jesus von Nazareth

8 2 ' 0 1 : 6uns01

Buchtipps



Ein Romführer der besonderen Art

DEUTSCHE SPUREN IN ROM
SPAZIERGÄNGE DURCH DIE EWIGE STADT
Jörg Ernesti
ISBN 978-3-451-38799-9, 224 Seiten, 30 Euro

Der im Deutschen ungebräuchlich gewordene Begriff des „Cicerone“ ist der Sprachsäuberung des neuesten Dudens entgangen. Hinter seiner Erklärung „scherzhaft für Fremdenführer“ vermeint man fast bildungsbürgerlichen Altherrenhumor zu hören: „Kennen Sie den schon: Kommt ein Cicerone in eine Bar ...“ Der Begriff klingt italienisch, ist aber ursprünglich englisch und bezeichnet seit dem 18. Jahrhundert einen kundigen Führer durch die Sehenswürdigkeiten Roms.

Ganz und gar nicht antiquiert mit Ausführungen zu Kolosseum, Petersdom und Spanischer Treppe, wie man sie schon tausendfach gelesen hat, präsentiert sich ein neuer bei Herder erschienener Führer durch die Ewige Stadt. Jörg Ernesti, Kirchenhistoriker an der Universität Augsburg, hat lange in Rom gelebt und studiert. Das prädestiniert ihn zum Cicerone für die deutschsprachige Leserschaft. Mit seinem Buch gelingt ihm der Spagat zwischen einem aktuellen Romführer und einem zeitlosen Lesebuch zu den „deutschen Spuren in Rom“. Das Buch lädt zu Spaziergängen vor Ort ein und bietet die allerneuesten praktischen Hinweise wie Öffnungszeiten, Telefonnummern und Zugangsmöglichkeiten. Besonders erwähnenswert: Auch regelmäßige Zeiten von Heiligen Messen sind verzeichnet.

Daneben sind die „Spaziergänge durch die Ewige Stadt“ auch eine Einladung zum Schmökern daheim. In 21 Kapiteln, die übrigens sehr gut bebildert sind, wird die Wechselwirkung der italienischen und deutschen Kulturgeschichte anhand der bekannten, weniger bekannten und gänzlich unbekanntem Sehenswürdigkeiten anschaulich geschildert. Natürlich darf der Petersdom in so einem Buch nicht fehlen: Dabei wird der deutsche Leser dem Historiker allerdings für die Ausführungen zum Verhältnis der Päpste zum Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation dankbar sein. Unmittelbar daneben und doch eine Zeitreise vom heutigen Massentourismus entfernt geht

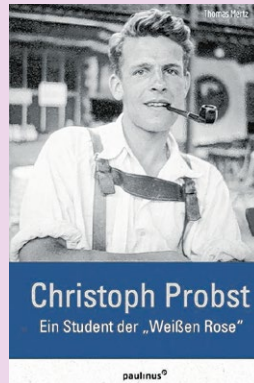
es im Kapitel „Borgo und Camposanto Teutonico“ um „deutsches Leben im Schatten von St. Peter“. Ernesti schreibt: „Für gewöhnlich reicht es aus, den Schweizergardisten zu erklären, dass man zum deutschen Friedhof möchte.“ Er wird einem Zugang gewähren – übrigens auch Obdachlosen, die auf Wunsch eine Suppe erhalten, die sie in Gesellschaft von Katzen auf einem Grabstein deutscher Pilger vergangener Jahrhunderte sitzend zu sich nehmen.

Der deutschen Nationalkirche „Anima“ ist ebenso ein Kapitel gewidmet wie der „Casa di Goethe“, wo der spätere Dichterstern für einige Zeit residierte. Ernesti haben es besonders die Gassen der römischen Altstadt angetan, die er besucht, um von den deutschen Malern zu erzählen, die es unwiderstehlich in die Ewige Stadt gezogen hat. Man lernt bei Ernesti dazu, wenn er auf die deutsche Künstlerkolonie um die Spanische Treppe zu sprechen kommt und den Leser in der Kirche Santa Maria del Popolo zum Grabdenkmal Franz Ludwig Catels führt, dem Mittelpunkt und Wohltäter der Maler, die aus Deutschland nach Rom gezogen waren.

Skurriles wie der Toilettenstuhl im Kreuzgang der Lateranbasilika darf ebensowenig fehlen wie die früher krebsrote Gewandung der „Gamberetti“, der deutschsprachigen Seminaristen des Kollegs „Germanicum“. Die Geschichte der Deutschen in Rom wäre ohne die Reformation und den Protestantismus nicht vollständig erzählt. Ernesti führt zur lutherischen Kirche, der „festen Burg“ des Protestantismus im päpstlichen Rom, und zum protestantischen Friedhof, den er als romantischen Ruheort zeichnet. „Die stille Magie dieser Stätte ist in Worte kaum zu fassen“, schrieb Werner Bergengruen.

Auch das Nazi-Massaker in den Ardeatinischen Höhlen von 1944 verschweigt das Buch nicht. Voraussichtlich wird es künftig zur Standardausrüstung deutscher Pilger und Touristen in Rom gehören.

Peter Paul Bornhausen



Widerstand aus dem Geist des Christentums

CHRISTOPH PROBST
EIN STUDENT DER „WEISSEN ROSE“
Thomas Mertz
ISBN 978-3-7902-1741-4, 196 Seiten, 18 Euro

Über die Widerstandsgruppe „Weiße Rose“ ist bereits sattsam publiziert worden. Ihre durch zahlreiche Bücher und Filme bekanntesten Protagonisten, Hans und Sophie Scholl, sind Namensgeber eines renommierten Literaturpreises und von sage und schreibe 200 Schulen.

Auch nach dem Nazigegner und Widerständler Willi Graf sind Schulen und Straßen benannt. Zu seinem 100. Geburtstag 2017 eröffnete das Erzbistum München und Freising Voruntersuchungen für eine mögliche Seligsprechung. Der Halbrusse Alexander Schmorell, Namensgeber zweier Schulen und einiger Straßen und Plätze, wird in der russisch-orthodoxen Kirche dagegen seit 2012 bereits als „Neumärtyrer“ verehrt – das entspricht einer Heiligsprechung. Aus der Haltung des etwas enigmatischen Professors Kurt Huber wird man nach wie vor nicht schlau. Seinen Namen trägt aber immerhin der Platz, der vor der Münchener Ludwig-Maximilians-Universität im Halbrund dem Geschwister-Scholl-Platz gegenüber liegt.

Christoph Probst bringt es auf drei Schulen, eine Kaserne – sie wurde zu seinem 100. Geburtstag am 6. November 2019 nach ihm benannt – und 13 Straßen. Eine Biographie Probsts fehlte aber bislang. Diese Lücke hat nun Thomas Mertz geschlossen.

Der Journalist folgt in seinem neuen bei Paulinus erschienen Buch dem bewährten Schema, das schon seiner Monographie über Martin von Tours (2014) zugrunde lag: Eine Zeittafel gibt auf sechs Seiten telegrammartig kurzen Aufschluss über das Leben Probsts. Das Lebensbild „Christels“ – so hieß er in der Familie und im Freundeskreis –, das im Buch den größten Raum einnimmt, folgt

minutiös und mit vielen Belegen und Originalzitate den einzelnen biographischen Stationen.

Ein „Briefporträt“ wertet die umfangreiche Korrespondenz aus und erlaubt einen tiefen Einblick in die Persönlichkeit des angehenden Arztes. Auf eine Strecke mit Fotos folgt der abschließende Teil, der Probsts Leben als einen „einzigsten Weg zu Gott“ schildert. Am Ende des Bands stehen ein Verzeichnis der verwendeten Literatur sowie weitere Leseempfehlungen.

In vielen Passagen merkt man dem Buch an, dass Mertz nicht nur alles in die Hand genommen hat, was es zu Christoph Probst zu lesen gibt. Man gewinnt eher den Eindruck, dass der Autor über einen Abstand von 77 Jahren die Hand eines Freundes ergriffen hat. Über „Freundschaften“ schreibt er schließlich: „Die Begabung zur Freundschaft ... scheint all diesen jungen Menschen gemeinsam gewesen zu sein. Dieses Merkmal war in totalitärer Zeit nicht vorgesehen und hatte deshalb für die innere Widerstandsbereitschaft große Bedeutung.“

Mertz hat sich dem offenbar ange nähert. Sein Thema beherrscht er souverän. So muss er gar nicht an die große Glocke hängen, was vielen Schülern im zeitgeschichtlichen Unterricht lange gar nicht so klargemacht werden sollte: Dass nämlich der Widerstand der „Weißen Rose“ christlich inspiriert war. Christoph Probst empfing kurz vor der Hinrichtung noch die Heilige Taufe, kommunizierte gemeinsam mit Hans und Sophie Scholl, rauchte noch mit ihnen zusammen eine Zigarette und verabschiedete sich vor dem Gang zum Fallbeil mit den Worten: „Wir sehen uns ja gleich wieder.“

Peter Paul Bornhausen

Beilagenhinweis

(außer Verantwortung der Redaktion). Dieser Ausgabe liegt bei: Bestellpostkarte von Kirche in Not Ostpriesterhilfe Deutschland e.V., München. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

Der Sozialismus stimmt mit der Bibel darin überein, wenn diese sagt: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. August Bebel

DIE BIBEL LEBEN TAG FÜR TAG

Sonntag, 25. Oktober
Einen Fremden sollst du nicht ausnützen oder ausbeuten, denn ihr selbst seid im Land Ägypten Fremde gewesen. (Ex 22,20)

Gottes Weisung gegen „Fremdenfeindlichkeit“ ist topaktuell. Damals sollte sich Israel daran erinnern, dass Gott es aus der Fremde ins Gelobte Land geführt hatte. Heute sollen Menschen daran arbeiten, dass in unserer Welt, dem „gemeinsamen Haus“ (Papst Franziskus), aus Fremden vertraute Freunde werden.

Montag, 26. Oktober
Liebt einander, weil auch Christus uns geliebt und sich für uns hingegeben hat. (aus Eph 5,2)

Wenn Glaubende beherzigen, dass wir alle ohne Unterschied von Gottes Liebe leben und uns dieser Liebe verdanken, dann fällt auf unser Menschsein und unser Zusammenleben ein neues Licht. Dann ist es selbstverständlich, Güte und Barmherzigkeit einzuüben – jeden Tag neu.

Dienstag, 27. Oktober
Einer ordne sich dem anderen unter in der gemeinsamen Ehrfurcht vor Christus. (Eph 5,21)

Die „Ordnung“ der Kirche, wie sie im Epheserbrief dargestellt wird (siehe auch die Lesung morgen), erscheint heute wie aus der Zeit gefallen. Doch Grundregel und Zielpunkt sind unverändert gültig: Christus allein ist das Haupt der Kirche! Auf ihn hin muss alles im Leben und Tun der Christen ausgerichtet sein.

Mittwoch, 28. Oktober
Herr, sind es nur wenige, die gerettet werden? (Lk 13,23)

Immer wieder waren und sind Gläubige in der Gefahr, festzulegen, wer Gottes Heil erfahren wird. Aber wer kann das schon mit Gewissheit sagen? Gottes Blick auf den Menschen ist weitherziger.

Seine Möglichkeiten sind größer, als ich es auch nur ahnen kann. Demut ist angebracht und hilfreich.

Donnerstag, 29. Oktober
Werdet stark durch die Kraft und Macht des Herrn! (Eph 6,10)

Gelegentlich muss sich mein Christsein auch in der Auseinandersetzung mit Anderen bewähren. Das kann sich wie ein Kampf anfühlen. Wichtig ist meine Haltung: Wenn ich mich von Gottes Kraft und Gnade umgeben weiß, vermag ich trotz allem in der Liebe zu bleiben.

Freitag, 30. Oktober
Ich danke meinem Gott jedes Mal, wenn ich an euch denke. (Phil 1,3)

Paulus zeigt der jungen Kirche in Philippi seine Zuneigung. Er sehnt sich nach seinen Brüdern und Schwestern in der Liebe Christi. Solches tut der Kirche auch heute gut, wenn



wir Christen unsere Herzen tiefer verbinden in der Sehnsucht nach Gott und in der Liebe, die Christus zu uns allen hat.

Samstag, 31. Oktober
Für mich ist Christus das Leben und Sterben Gewinn. (Phil 1,21)

Ein wunderschönes Wort des Neuen Testaments, wenn auch rätselhaft. Worum liegt der „Gewinn des Sterbens“? Für einen Menschen, der sich nach vollkommenem Sein in Christus sehnt, bleiben Sterben und Tod eine Herausforderung. Größer aber ist die Hoffnung auf die Zukunft, die ihm blüht, und auf das unvergängliche Leben, das ihm winkt.

Pallottinerpater Sascha-Philipp Geißler lebt und arbeitet als Pfarrer in der Pfarrei „Seliger Johannes Prassek“ im Nordosten von Hamburg.

Ihr Geschenk für Jugendliche!

YOU! MAGAZIN

www.youmagazin.com

Begeisterung wecken – YOU! ist das katholische Magazin für Jugendliche zwischen 12 und 18 Jahren. YOU!Magazin spricht junge Menschen in ihrer Sprache an.

Orientierung geben – YOU!Magazin greift die Themen auf, die Jugendliche beschäftigen: Stars, Musik, Kino, Liebe, aber auch Fragen zum Glauben und zur Kirche.

Freude schenken – Verschenken Sie YOU! Das Magazin erscheint alle zwei Monate und kann als Einzelheft oder als Abonnement bezogen werden.



Ja, ich verschenke YOU!Magazin

Bestellcoupon

YOU!Magazin wird mit der nächsten erreichbaren Nummer zugestellt.

- Einzelheft 2,90 EUR Schnupperabo* 7,00 EUR Jahres-Abo* 14,70 EUR
- 6 Monate, 3 Ausgaben** **12 Monate, 6 Ausgaben**
- * nur für Neu-Abonnenten, verlängert sich nach Ablauf automatisch auf das Jahresabo zum Normalpreis

Bitte schicken Sie YOU!Magazin an:

Name / Vorname _____ Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____

Bitte schicken Sie die Rechnung an:

Name des Auftraggebers _____ Straße / Hausnummer _____

PLZ / Ort _____ E-Mail _____

IBAN _____ BIC _____

Zahlung per Bankeinzug gegen Rechnung

Datum _____ Unterschrift _____

Bitte ausfüllen und einsenden an:

Sankt Ulrich Verlag GmbH, Leserservice,
Henisiusstraße 1, 86152 Augsburg, Telefon 0821/50242-53,
Telefax 0821/50242-80, E-mail: info@youmagazin.com